

Paul de Kock's
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Sechshundvierzigster Theil.



Stuttgart:
Scheible, Niegler & Sattler.
1845.

THE

REPUBLICAN

OF

THE

REPUBLICAN

OF

THE

REPUBLICAN

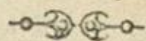
OF

Ein
Ghestands = Candidat
oder
Herr Fractin.

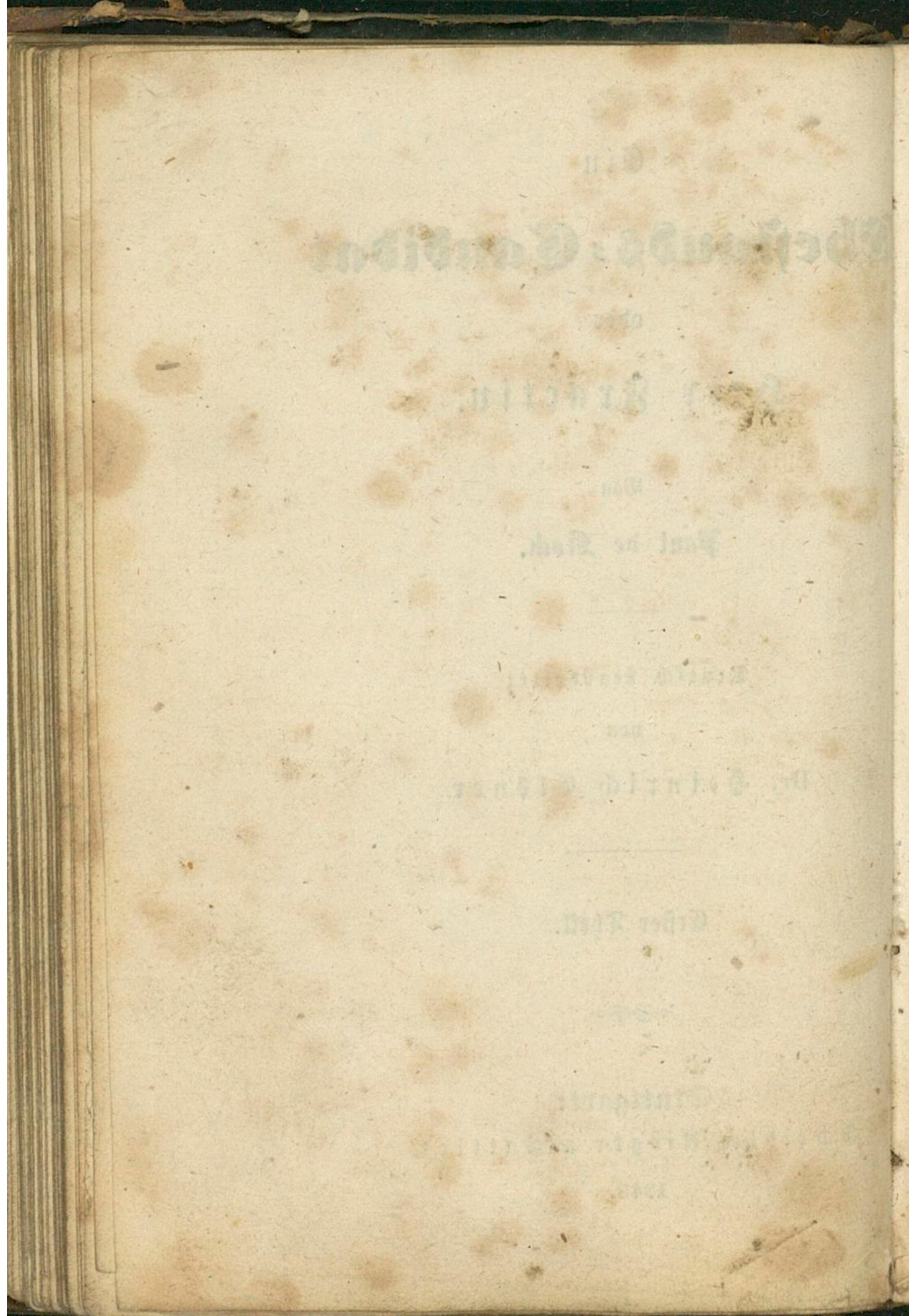
Von
Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet
von
Dr. Heinrich Elsner.

Erster Theil.



Stuttgart:
Scheible, Nieger & Sattler.
1845.



Erstes Kapitel.

Ein sehr verliebter Mann.

Besetzen Sie sich zuerst in den Speisesaal eines Gastwirths, aber nicht zu Bery oder Besour, auch nicht in das Café de Paris oder nach dem Rocher de Cancale, sondern zu einem kleinen bürgerlichen Gastwirth ohne Anmaßung und Bedeutung, bei welchem man ziemlich gut zu Mittag speist, vorausgesetzt, daß man kein Lucullus oder Brillat-Savarin ist. Der Speisesaal ist zwar mit Spiegeln, Kron- und Armleuchtern nicht verschwenderisch ausgestattet, doch sind die Tische immer besetzt; nach dem Mahle bringt man Ihnen keinen blauen Bolus mit lauem Wasser und einem Citronenrädchen, um den Mund auszuspülen und die Hände zu waschen (eine Reinlichkeit, welche ich, beiläufig gesagt, sehr schmutzig finde); allein man hindert Sie nicht, die Fingerspitzen in Ihr Glas einzutauchen und mit Ihrer Serviette abzutrocknen; endlich sehen Sie hier keine Herrschaften mit Equipagen, noch athmen Sie Moschus- und Ambragerüche ein, allein Sie begegnen Künstlern und Schriftstellern, und hören sehr laut lachen und sprechen. Nun wählen Sie zwischen der Porte Saint-Denis und der Tempelstraße.

Gegen fünf Uhr kommt Herr Girardiére in dem Speisesaal an.

Herr Girardiére ist volle neunundvierzig Jahre alt, möchte aber nie älter als dreißig sein und bietet Allem auf, dieß zu scheinen. Er ist kein schöner Mann, von mittlerer Größe, und um den Ansaß seines Dickbauchs zu verbergen, schmückt er sich immer fürchterlich; zu einem hübschen Jüngling fehlt ihm viel, denn seine grünlich-grauen runden Augen mit rothem Rande nebst der Brille, die er nie ablegt, geben ihm ein höchst sonderbares Aussehen; seine Nase ist zu platt, sein Kinn zu spizig, sein Mund zu groß, doch weiß Herr Girardiére bei all' dem sich eine sehr angenehme Physiognomie zu geben, welche er nie verliert, wenn ihm nicht außerordentliche Zufälle begegnen. Endlich ist er immer sehr sauber und sorgfältig gekleidet, und namentlich zu stolz, als daß er eine Perrücke oder falsche Locken trüge; freilich sind seine hellblonden Haare auf dem Scheitel sehr dünn, allein jene oberhalb der Ohren trägt er absichtlich sehr lang und streichelt sie mit Geschicklichkeit auf die Seite, um seine hohe, lange Stirne zu beschatten.

Sie sehen aus all' dem, daß Herr Girardiére zu gefallen sucht; er hat ein sehr verliebtes Herz, verehrt das schöne Geschlecht, und die Liebe macht die Hauptbeschäftigung seines Lebens aus.

Es gibt wenig Personen, welche dieses Gefühl nicht gekannt und ihm nicht süße Stunden geweiht hätten. Selbst Solche, die von andern Leidenschaften beherrscht werden, finden in ihrem Herzen noch ein

Plätzchen für die Liebe, denn „man muß lieben,“ sagt Voltaire, „dies erhält uns, und ohne zu lieben, ist es traurig, ein Mensch zu sein.“

Doch Herr Girardiére hatte diese Lehre vielleicht übertrieben. Von Kindheit an hatte er Beweise von seinem Hang zur Zärtlichkeit gegeben: er verehrte die Vögel, liebte die Katzen, weinte acht Tage lang über die Abwesenheit seines Hundes. Als Knabe verliebte er sich in die Köchin seiner Eltern, ein dickes Landmädchen. Der kleine Girardiére steckte immer in der Küche, lernte dort die Anfangsgründe im Latein, und um mit der dicken Tourloure (so hieß die Magd) oft in Berührung zu kommen, setzte er sich in den Kopf, sie lateinisch zu lernen.

Während Tourloure ein Täubchen rupfte und Spinat kochte, betrachtete das Männchen sie ganz genau und sagte zu ihr: „Amo, Tourloure, amo tibi! ah, willst Du mit mir das Zeitwort amare conjugiren?“ — „Wie, was soll Ihr amo heißen? heißt Der seitwärts von unserm Haus so, mit dem ich Sonntags auf den Tanz gehe?“ — „Davon ist keine Rede, ich spreche mit Dir lateinisch, ich will Dich lehren, wie man in einer todten Sprache sagt: ich liebe Dich!“ — „Lassen Sie mich lieber meine Saucen machen!“ — „Das hindert Dich nicht, o Tourloure! mulier! mulieris!“ — „Ei, warum heißen Sie mich mulier; das ist nicht mein Name, ich heiße Tourloure Desmignart.“ — „Gleichviel! Du bist ein Frauenzimmer... Gott! die Frauenzimmer... ich möchte nur muliebres bellum gerere.“ — „Ach mein Gott, schwören Sie...“ —

„Touloure, erlaube mir, ich will Dich lateinisch lehren.“
 — „Lassen Sie mich doch gehen, Sie sind Schuld, wenn mir die Saucen mißrathen.“ — „Sprich doch mit mir: amo . . . amas . . . amat . . . ich küsse Dich für Deine Mühe.“ — „Da schaut einmal an! darf ein kleiner Knabe in Ihrem Alter schon an das Küssen der Mädchen denken?“ — „Du weißt nicht, Touloure, daß: formosum pastor Coridon ardebat Alexin.“ — „Nein, ich kenne all' diese Leute nicht; aber so viel weiß ich, daß, wenn Sie mich nicht in Ruhe lassen, mein Braten anbrennen wird und Ihre Eltern mich zanken werden.“ — „Um sie zu besänftigen, sage ihnen nur, wenn Du Deine Tauben hineinträgst: Jus hoc est coena; mein Vater wird große Augen dazu machen und sich sehr ergötzen.“ — „Jus hoc . . . ach mein Gott, ich kann unmöglich diese Worte behalten!“

Während die dicke Magd das Gemüse zubereitete, murmelte sie unaufhörlich: Jus . . . hoc . . . jus . . . coq . . . so ist's recht.“

Die Zeit zum Mittagessen kam, Alle saßen am Tische, da riß die dicke Köchin, während sie ihren Braten austrug, den Mund furchtbar auf und fing zu schreien an: „Jus . . . jus! . . .“ Weiter konnte sie nicht sagen; die Mutter des kleinen Girardiére unterbrach sie mit den Worten: „Es ist gut, Touloure, es ist genug an einem solchem jus.“

Die Tauben waren angebrannt, der Spinat zu viel gesalzen, der Rahm fehlte ganz. Man zankte die Köchin tüchtig aus, welche zu ihrer Entschuldigung antwortete: „Ihr Herr Sohn ist Schuld daran; er

steht beständig in meiner Küche hinter meinem Rücken und will mich lateinisch lehren; indem ich nun die Worte, die er mir vorsagte, im Gedächtniß behalten wollte, mißriethen mir die Ragouts."

Da den Eltern durchaus nicht daran liegt, daß ihre Magd lateinisch spricht, sondern ihnen ein gutes Mittagessen die Hauptsache war, so jagten sie Tourloure fort und der kleine Girardiére mußte seine Blicke anderswohin richten.

Solche Auftritte kündeten eine den Freuden der Liebe sehr ergebene Jugend an; indeß war dem nicht so, denn es genügt nicht, sehr verliebt zu sein und für alle Frauenzimmer, die nicht durchaus abschreckend sind, leidenschaftlich zu entbrennen, man muß auch zu gefallen und zu verführen wissen, die Gabe, den Geist und das Talent haben, Eroberungen zu machen, und gerade dieß besaß Herr Theophilus Girardiére trotz aller Mühe, die er sich gab, nicht.

Mit zwanzig Jahren hegte der junge Girardiére immer fünf bis sechs Liebschaften in seinem Herzen. Kaum betrat er eine Straße, so fand er vollauf zu thun. Ging ein etwas hübsches Frauenzimmer mit einem großen Shawl vorbei, das ihn zufällig ansah, so bildete er sich schon ein, sie beobachte ihn aufmerksam, und dieß reichte hin, daß er sich in sie verliebte. Dann folgte er der Dame mit dem großen Shawl auf dem Fuße nach, wagte an sie einige Worte und Redensarten, welche er für sehr geistreich hielt, die aber, wie alle in dergleichen Fällen, höchstens thöricht waren. Man gab ihm sehr trocken zur

Antwort, er möchte seines Weges gehen, allein er blieb stehen, folgte der Dame, wartete in der Straße, wo sie in eine Bude trat, und verließ sie nicht eher, als bis er sie in einem Haus verschwinden sah; auch jetzt noch blieb er vor der Thüre stehen, um sich zu versichern, ob die Dame nicht wieder herauskomme; in der Meinung, ihre Wohnung zu kennen, bemerkte er in seiner Schreibtafel sorgfältig die Hausnummer und entfernte sich mit dem Gedanken: „Ich werde öfters hier herumspazieren, und wenn ich sie herauskommen sehe, ihr nachgehen.“ Dies nannte Theophilus Girardiére eine Eroberung. Auf diese Art kann ein zum Gefallen am wenigsten geeigneter Mann, so oft er eine Straße betritt, drei bis vier Eroberungen machen. Hierzu muß man bloß übrige Zeit aufwenden und gute Füße haben.

Als aber Herr Girardiére seine schönsten Jahre mit dem Verfolgen der langen oder viereckigen Shawls, der Damenmäntel und selbst der Häubchen zugebracht hatte, ohne daß ihm ein Liebeshandel gelingen und er bei den Damen sein Glück machen konnte, entschloß er sich, höchst betrübt über den geringen Erfolg seiner Versuche, andere Mittel zu ergreifen und die große Welt zu besuchen, in der Hoffnung, dort glücklicher zu sein, als auf den Spaziergängen und öffentlichen Plätzen.

Girardiére besaß ein ziemlich großes Vermögen; es war ihm daher nicht schwer, in vielen Häusern zugelassen, zu Bällen, musikalischen Abendunterhaltungen, Spielen und selbst zu Raouts eingeladen zu werden.

Außerdem hatte Girardiére eine sehr gute Erziehung genossen; überhaupt waren seine Manieren fein und höflich, auch war er gerade nicht albern und wäre vielleicht ohne jene unselige, tolle Sucht, allen Frauenzimmern Liebe einflößen zu wollen, liebenswürdig gewesen, eine Sucht, welche mit der Zeit, anstatt abzunehmen, zunahm und sich über jeden Korb hinwegsetzte.

Girardiére wendete nun seine Blicke, seine Ansprüche und Seufzer der großen Welt zu; die Leichtigkeit, mit den Damen, die ihm gefielen, zu plaudern, überzeugte ihn, daß er zu einem schnellern Erfolg gelangen würde und daß es ihm dort viel leichter wäre, Liebesverhältnisse anzuknüpfen; er wollte seine verlorene Zeit wieder hereinbringen, und kaum hatte er sich drei Mal in einem Haus eingefunden, so hatte er schon vier Liebeserklärungen gemacht.

Es gibt ein Mittel, schnell eine Liebschaft herbeizuführen und bei einer Schönen nicht fehl zu gehen; allein es besteht nicht darin, daß man allen Frauenzimmern nachläuft, ihnen mit aller Gewalt zuseht und sie Viertelstunden lang unausgeseht anschaut, wie wenn man gläserne Augen hätte. Man machte sich über die Seufzer, Liebesblicke und Liebeserklärungen dieses Herrn lustig. Seine Verliebtheit, seine schnelle Liebesflamme wurde zum Sprichwort. In vielen Häusern sagte man bei Tisch anstatt: „das ist ein zärtliches Liebesbriefchen!“ lachend zu einander: „das ist wohl ein Liebesbriefchen von Girardiére!“ In Frankreich, namentlich in Paris, wo man Einem das

Lächerliche nicht verzeiht, hätte dieß Wort hingereicht, um Theophilus den Triumph über irgend ein Frauenzimmer freitig zu machen.

Jeden Abend sagte der arme Jüngling bei seiner Rückkehr nach Hause zu sich selbst: „Es ist außerordentlich sonderbar, daß ich es zu keinem lieberlichen Menschen bringen kann; ich thue doch Alles, daß ich so weit komme! Allein die Frauenzimmer fürchten mich, sie weichen mir aus, aus Angst, sie könnten mich zu sehr lieben.“

Es blieb Girardiére ein Trost, der uns nie fehlt, und bei dem wir immer Linderung für unsere Längeweile suchen. Er hatte nämlich eine gute Mutter, die ihn zärtlich liebte, an ihm alle guten Eigenschaften und Vollkommenheiten fand, und glaubte, Jedermann müsse so wie sie denken. Girardiére wohnte bei seiner Mutter, welche nicht mehr jung war und sehr wenig anging. Aber wenn er sich Abends anschickte, in die Gesellschaft zu gehen, sagte die gute Mutter, ihn mit Bewunderung ansehend, zu ihm: „Du gehst wohl in einen Cirkel . . . zu einer Abendunterhaltung?“ — „Ja, Mütterchen.“ — „Ah! Ausgelassener, wie ergößt Du Dich! wie gibst Du Dich dem Vergnügen hin! ich wollte wetten, Du hast auf allen Glanzen Liebschaften.“ — „Ah! Mütterchen . . . was denkst Du!“

Bei diesen Worten lächelte Girardiére, betrachtete sich im Spiegel, fuhr mit den Fingern durch die Haare und legte den Kragen seines Fracks zurecht, während die alte Mutter fortfuhr: „O! Du wirst es nie gestehen; aber bei all' dem hast Du recht! mache Dich

nur lustig, mein Kind, benütze Deine Jugend... Du bist hübsch genug, um Eroberungen zu machen."

"Glauben Sie?" antwortete Theophilus mit einer Miene, als ob er sagen wollte: ich bin ganz Ihrer Ansicht.

"Ob ich es glaube?... hm... Schelm! Du wirst wohl wissen, daß ich Recht habe; um Eines nur bitte ich Dich, mein Söhnchen, stürze Dich nicht in zu gefährliche Abenteuer! Denn, siehst Du, die Ehegatten sind nicht gar sehr erfreut über... Du verstehst mich... und ferner, komme nicht zu spät nach Hause, ich bitte Dich, mein Söhnchen; die Straßen in Paris sind nicht immer sicher."

Girardiére beruhigte seine Mutter und entfernte sich ganz vergnügt über ihre Aeußerungen; es klang gar süß in seinen Ohren, noch „mein Söhnchen“ genannt zu werden, ungeachtet er sehr groß und stark war; gerne hörte er seine Mutter sagen, er solle seine Jugend benützen, obwohl er bereits sechsunddreißig Jahre alt war, und wie wenn ihn dieß wirklich verjüngt hätte, ging er singend wie ein Knabe die Stiege hinunter, machte manchmal einen dreisten Sprung über drei Stufen auf einmal, und zwar deshalb, weil ihn seine Mutter „mein Söhnchen“ nannte.

Alein trotz der vortheilhaften Meinung, welche Frau Girardiére von ihrem Sohne hatte, war dieser bei den Damen nicht glücklicher; seine Triumphe beschränkten sich auf einige Fächerstreiche: mehrere blaue

Mahle waren der Lohn für seine Unbesonnenheiten. Wenn er von einer hübschen Dame stark gekneipt wurde, beeilte sich Theophilus, bei seiner Rückkunft nach Haus seinen Frack auszuziehen und seinen Arm zu betrachten.

Dann sagte er zu sich selbst: „Da ist ein Mahl! o, sie hat mich stark gekneipt... sie will offenbar haben, daß ich ein Merkmal von ihr trage... O die Bösertige!...“

Dies waren die einzigen Gunstbezeugungen, deren sich Girardiére rühmen konnte.

Wir wollen indeß nicht behaupten, daß dieser verliebte Mann den Freuden der Liebe ganz fremd wäre. Er hatte einige Liebschaften gehabt, allein solche, die man nicht in Gesellschaften einführen kann, und deren Eroberung anzuführen unmöglich ist. Mit Geld und Geschenken gelang es ihm, eine Dame in das Schauspiel oder zu einem Speisewirth zu führen; an solchen Tagen hütete er sich wohl, ein Gefährt zu nehmen, denn er wollte mit einer Dame am Arme angetroffen werden.

Bei Verbindungen, wo der glühende Girardiére Gegenliebe vermuthete, hatte er beständig Unglück gehabt. Wenn er nach vierzehntägiger Bekanntschaft zu sich selbst sagte: „Ich glaube, ich werde wegen meiner Persönlichkeit geliebt; sie wäre mir treu, selbst wenn ich arm wäre!“ so erhielt er bald darauf ein Billetchen des Inhalts: „Es thut mir leid, unser Verhältniß nicht länger fortsetzen zu können; allein ich muß an meine Zukunft denken! Ein sehr recht-

schaffener Herr hat mir ein prächtiges Ameublement von Mahagoniholz angeboten, dessen Annahme ich für meine Pflicht halte; ich bitte Sie nun, sich nicht mehr in meinem Hause zu zeigen, noch mit mir zu reden, wenn Sie mir etwa begegnen sollten, weil dieß mir sonst eine Blöße geben könnte."

Es ist sehr unangenehm, dergleichen Briefe zu erhalten, besonders wenn man sich über das Gefühl, das man einflößte, täuschte. Girardiére ballte den Brief zornig in seinen Händen zusammen und warf ihn zu Boden, indem er murmelte: „Beim Henker, sie hat eben so wohl daran gethan, dieß mir zu schreiben; ich konnte sie nicht mehr ausstehen, ich habe sie sogar nie geliebt... morgen hätte ich vielleicht mit ihr gebrochen, sie erspart mir diese Mühen... Filziges Frauenzimmer!... eigennütziges Herz!... sie gibt mich auf, weil man ihr ein Hausgeräthe von Mahagoniholz verehrt, und ich ihr bloß eines von Nußbaumholz geben wollte. Ach! pfui, pfui!... da ist keine Liebe; das ist nicht das Gefühl, welches ich einzufloßen wünsche und von dem ich träume, seitdem ich ein Herz und das Alter der Vernunft habe... Ich will nichts mehr von diesen feilen Frauenzimmern! nein, ich will nichts mehr von ihnen!... Wie meine Mutter sagt, bin ich geschaffen, um Leidenschaften einzustößen, um Köpfe zu verdrehen... O, wenn ein Frauenzimmer wüßte, in welchem Maße mein Herz von Liebe erfüllt ist, es würde zu mir sagen: „Du bist das Ideal des Menschen! das Vorbild der Liebe!“ und würde mir seine Arme öffnen.

Unglücklicher Weise steht dieses nicht auf unserer Stirne geschrieben."

Theophilus begann hierauf von Neuem in den Speisesälen zu seufzen oder den Damen auf den Spaziergängen nachzugehen. Aber die Zeit verstrich, jene unbarmherzig alternde Zeit, welche weder den Reichen noch den Armen, weder die Fürsten noch die Bettler, weder die Vornehmen noch die Thoren anhört, welche gegen die Bitten der Schönheit, gegen die Thränen der Greise, gegen die Anmuth der Kindheit taub ist! Bei all dem ist es ein großes Glück, daß sie für Jedermann ohne Unterschied unerbittlich ist; denn wenn sie einige Personen begünstigt hätte, so würde man zu glauben veranlaßt, daß sie diesen Vorzug nicht wirklich verdient hätten. Man hätte gegen sie Ränke geschmiedet, wie dieß gegen Alles, was mächtig ist, stattfindet.

So hatte denn Herr Girardiére sein vierzigstes Jahr erreicht, sogar überschritten; er war schon beinahe fünfzig, allein seine gute alte Mutter, deren Kopf zitterte und die selbst mit der Brille wenig mehr sah, sagte fortwährend zu ihm: „Benutze Deine Jugend, mein Söhnchen, ergöße Dich nur! ... Ausgelassener! ... allein komm' nicht zu spät nach Hause!“ Girardiére hingegen merkte wohl, daß es sich mit seiner Jugend wie mit seinen Haaren verhalte, die ihm herausgingen und nicht mehr wuchsen, wodurch er bald einen Kahlkopf bekam, unerachtet er beim Kämmen die hinteren Locken sorgfältig nach vornen und jene auf beiden Seiten nach der Stirne hin-

strich. Dieß täuschte namentlich, wenn er nicht im Freien war; aber wenn Herr Girardiére zufällig mit unbedecktem Haupte gegen den Wind ging, so sah man die großen Locken, welche er mit so vielem Fleiß zusammengestellt hatte, sich aufrichten und davon fliegen, und aller Reiz war zerstört.

Dann dachte dieser verliebte Mann, welcher es zu keinem liederlichen Menschen bringen konnte, der aber nichts desto weniger im Grunde seines Herzens die Liebe für das schöne Geschlecht, das Bedürfniß zu lieben, bewahrte, dann, sage ich, dachte er an das Heirathen.

Lange Zeit hatte Girardiére über das eheliche Band gescherzt und über die Ehegatten gespottet. Ueberzeugt, daß sein Leben als Junggeselle eine Reihe von Liebeshändeln und pikanten Abenteuern bleibe, war er Willens, es zeitlebens fortzusetzen. Allein die Umstände hatten seiner Erwartung nicht entsprochen, und da er sah, daß er keine Geliebte bekommen konnte, entschloß er sich, eine Frau zu nehmen.

An einem schönen Morgen nun spazierte Girardiére, nachdem er seiner alten Mutter — die eben aufgestanden war und sich in einen langen Sessel, wo sie einen Theil des Tags zubrachte, niedersetzte — guten Tag gewünscht hatte, im Zimmer auf und ab, hustete mehrere Male und näherte sich endlich, indem er zwei Locken Haare, die beharrlich auf den Kragen seines Fracks zurückfielen, vorstrich, dem Lehnstuhl seiner Mutter und sagte zu ihr: „Meine liebe Mama, ich muß Ihnen etwas sagen.“

„Nun, mein Söhnchen, sprich, ich will hören... Du willst mir vielleicht irgend ein pikantes Abenteuer, dessen Held Du bist, erzählen... Ah, ah, Bösewicht!...“

Girardiére lächelte und streichelte sein Kinn; er hörte es immer sehr gerne, wenn man ihn „Bösewicht“ nannte, obwohl er vom Gegentheil überzeugt war. Indes antwortete er ihr: „Nein, liebe Mama, nein, es handelt sich nicht davon! Es ist etwas viel Ernsthafteres, sogar etwas Wichtiges; mit Einem Wort, ich will es Ihnen sagen: mich wandelt die Lust zum Heirathen an.“

„Du heirathen, Du!“ sagte die gute Alte, einen Schrei der Ueberraschung ausstoßend. „Ach mein Gott! was ist das für ein Gedanke... heirathen! Du, der Du sagtest, Du wollest immerfort Deine Freiheit behalten... Du, der Du so glücklich bist... Du, der Du so viel Vergnügen genießest... so viele Eroberungen machst!...“

„Ja, ich weiß das Alles sehr gut, allein man wird am Ende des Junggesellenlebens überdrüssig... All diese vorübergehenden Liebschaften... 's ist wohl schön, gewiß; allein im Herzen bleibt doch eine Lücke offen, während, wenn man eine Frau hat, Kinder, die Einen lieblosen, Einem einen neuen Genuß gewähren... das Wort Familienvater ist gewiß sehr ehrwürdig, und, meiner Treu, ich habe ernstlich Lust, Andern nachzumachen.“

„Du kannst heirathen, wenn es Dir beliebt, ich hindere Dich nicht daran; allein es hat keine Eile, Du hast wohl noch Zeit...“

Dabei gab die gute Alte ihrem Sohne leichte Backenstreiche; wenn sie Kraft gehabt hätte, so hätte sie ihn noch auf ihrem Schooße gewiegt. Ihr Einziges war stets ihr kleiner Theophilus, ihr Benjamin; sie dachte nicht daran, daß dieß liebe Kind schon neunundvierzig Jahre alt war; sie sah ihn nicht altern und fand ihn immer jung und schön! Süße Wirkung mütterlicher Zärtlichkeit! Die Mütter betrachten ihre Kinder mit dem Herzen.

Allein Girardiére, der sich mit den Augen sah, konnte es sich nicht verhehlen, daß seine Jugend entflohen war, und sagte deshalb zu seiner Mutter:

„Ich wiederhole es Ihnen, ich bin des Jungge-
fellenlebens überdrüssig, ich mache mir eine herrliche
Idee von dem Glücke, welches ich in meinem Haus-
wesen bei einer Frau, die mich verehren und Sie zu-
vorkommend pflegen wird, genießen werde. Meiner
Treu, wenn man zu etwas entschlossen ist, so scheint
es mir unnütz, es aufzuschieben.“

„Nun ja, mein Söhnchen, wenn dem so ist, so
heirathe ... nehme eine Lebensgefährtin ... die hübs-
scheste, liebevollste ... nur daß sie für meinen kleinen
Theophilus Sorge trägt ... O! Du wirst mehr Frauen
finden, als Du wünschest; sei jedoch kitzelig in Dei-
ner Wahl ... Hast Du schon Absicht auf eine?“

„Nein, liebe Mama, ich habe noch auf Niemand
Absicht ... aber ich denke wie Sie; wegen der Wahl
werde ich einzig und allein in Verlegenheit sein ...
Ich bin ein Kapitalist mit tausend Thaler Renten ...
ich war reicher, verlor aber in unglücklichen Specu-

lationen, doch tausend Thaler Renten ist noch anständig genug und wenn man dabei ein hübscher Mann ist..."

"Mein lieber Sohn, Du solltest eine Frau finden, die Dir wenigstens hunderttausend Franken beibringt."

"Glauben Sie... ja... hunderttausend Franken... dieß macht erst fünftausend Franken Renten... allein wenn ich das, was mir anständig ist, finden werde, so sehe ich auf einige tausend Franken mehr oder weniger nicht. Ich will nämlich eine hübsche Frau, o! eine ausnehmend hübsche Frau!"

"Du hast ganz Recht. Zudem darf man, wenn man ein so schöner Jüngling ist wie Du, wohl anspruchsvoll sein. Ah, Bösewicht! wenn es bekannt wird, daß Du die Absicht hast, zu heirathen, dann werden alle Väter, alle Mütter Dir den Hof machen; aber ich wiederhole es Dir, mein Söhnchen, eile nicht!"

Girardiére war überzeugt, daß er sehr viele Partien finden würde, weil in der That, da die Gatten in der Welt seltener als die Liebhaber sind, gerade Solche, die mit der muthigen Absicht, eine Frau zu nehmen, auftreten, gewöhnlich sehr gesucht sind. Er sagte bei sich selbst: "Ich war bei den Damen nicht glücklich, weil der Zufall mich nicht begünstigte; wenn ich aber sagen werde: ich will mich verheirathen! o, das ist ein großer Unterschied; dann werden alle Jungfrauen und alle Wittwen um mich buhlen."

Theophilus gestand sich selbst nicht: Ich bin bald fünfzig Jahre alt, habe fast einen Kahlkopf, ein verzerrtes Gesicht, aufgeschwollene Augen und Gänse-

füße; ich bin nicht geistreich, besitze kein Talent zu gefallen und bin voll Anmaßung. — Bridoisson verlangt, daß man sich gerade solche Dinge sagen solle; ich für meine Person glaube, daß sehr wenige Menschen derlei Geständnisse sich ablegen.

Zweites Kapitel.

Ein Ehestands-Candidat.

Nun tritt Theophilus Girardiére mit neuem Vertrauen in der Welt auf, schielt mit einer viel wichtigeren Miene nach den jungen Frauenzimmern und richtet, während er die Damen, welche schon versehen sind, nicht berücksichtigt, schmachtende Blicke und zärtliche Seufzer nach denen, die noch frei sind.

Bald verbreitete sich die Neuigkeit (denn damit geht es schnell, weil Jedermann sich damit abgibt): Herr Girardiére sucht eine Frau, Herr Girardiére will heirathen.

Davon unterhielt man sich in seiner Gegenwart ganz leise, in seiner Abwesenheit sehr laut.

In der That verändert diese Neuigkeit das Betragen vieler Personen gegenüber von ihm. Die jungen Mädchen werden auf ihn aufmerksam, was früher nicht der Fall war; sie betrachten ihn von unten bis oben, flüstern sich in's Ohr, wenn er in einen Salon eintritt, allein diese Musterung fällt für Herrn Girardiére nie günstig aus.

Alle jungen Mädchen sagten: „Dieß ist der Herr, welcher heirathen will.“

„Ich möchte ihn nicht; — ich auch nicht.“

„Er ist alt, häßlich, sieht dumm aus!“

Die eine oder die andere setzt noch hinzu: „Ach! wenn er aber recht reich wäre?“

„Nein, er ist nicht sehr reich!“

„Er hat sich schon erklärt, er verehere seiner Frau keinen Caschemirshawl... also auch kein Gefährt, keine Diamanten!“

„Das versteht sich von selbst. Er würde nicht einmal erlauben, daß man ausgeht, manchmal Bälle besucht, aus Furcht, Geld ausgeben zu müssen.“

„Wenn er seine Frau in's Theater führt, wird er mit ihr auf die zweite Gallerie gehen! Ach, wie galant wäre dieses!“

Alle die kleinen Mädchen lachten; aber da sie bemerkten, daß sie ihre Mütter mit ernsthaften Augen anschauen, beißen sie sich in die Lippen und schneiden Gesichter, um ihren Spott und Hohn zu verbergen und zurückzuhalten.

Girardiére, nicht ahnend, daß man auf seine Kosten lachen kann, nähert sich der Gesellschaft junger Mädchen, lächelt, wackelt hin und her und dreht die Augen unter seiner Brille überall herum. Er stützt sich auf die Lehne eines Sessels und sagt, indem er seine Worte, aus Furcht, man verstehe ihn nicht recht, lange dehnt: „Nun, meine Fräulein... Sie... thun nichts?“

Fräulein Aftasie, eine der entschlossensten der klei-

nen Gesellschaft, antwortet, sich in die Lippen knei-
pend: „Was wollen Sie, daß wir thun sollen?“

Girardiére scheint über diese Antwort sehr verwundert, besinnt sich ein wenig und fährt fort: „O! ich will durchaus nichts! Ich dachte nur, Sie könnten Langeweile bekommen, wenn Sie nichts thun.“

„Wir langweilen uns nie, nicht wahr, meine Damen?“

„Gewiß! es gibt in einem Salon immer so vielerlei zu betrachten, so viele Beobachtungen zu machen.“

„Ah! Sie stellen Beobachtungen an, Fräulein!... Beim Henker! dieß ist aber nicht Jedermann gegeben, das erfordert einen gewissen Takt, eine gewisse Tiefe des Verstandes.“

„Und das wundert Sie, daß wir Beobachtungen anstellen können, wir?“

„Dieß will ich durchaus nicht damit sagen. Glauben Sie mir, daß ich im Gegentheil geneigt bin, überhaupt zu denken, daß...“

„Ich glaube, der Herr weiß selbst nicht, was er von uns denkt!“ sagt eine kleine Brünette, höhnisch lächelnd.

„Die Fräulein sind voll Geist!“ ruft Girardiére aus, indem er sich zu einem jungen Herrn, der neben ihm steht, wendet.

Der junge Herr entfernt sich zornig, ohne ihn anzuhören, da er in ein Fräulein der Gesellschaft, von dem er fürchtet, Girardiére möchte es gerne heirathen, sehr verliebt ist.

„Wir wollen ein kleines Spiel machen,“ sagt ein Fräulein, worauf die lebhafteste Aftasie erwiedert: „Ach ja, wir wollen etwas spielen.“

Mit leiser Stimme setzt sie hinzu: „Wenn dieser Herr mit uns spielt, so wollen wir uns über ihn lustig machen, ohne daß er es merkt.“

Was die jungen Frauenzimmer vorausgesehen haben, geschieht in Wirklichkeit. Girardiére denkt bei sich: Da habe ich nun eine herrliche Gelegenheit, zu plaudern und mit diesen Fräulein eine nähere Bekanntschaft zu machen. Bei unschuldigen Spielen lacht man, scherzt und erlaubt sich tausend Kleinigkeiten, die den Charakter entschleiern. Endlich ruft Theophilus laut aus: „Wenn Sie es gütigst erlauben, werde ich auch mitspielen. Ich verstehe mich sehr gut auf: die Taube fliegt und die verbrannte Hand, auch kenne ich sehr artige Strafen.“

„Gut! Kommen Sie nur zu unserem Spiel; wir freuen uns schon darauf.“

Die jungen Mädchen vergrößern ihren Kreis, um diesem Herrn, der die unschuldigen Spiele mitmachen will, Platz zu machen. Indessen ist Girardiére nicht der einzige Herr, der in den kleinen Kreis zugelassen wird; es sind noch mehrere anwesend, die wenigstens dazu gehören, denn sie sind noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt. Unser alte Junggeselle betrachtet sie und kann sich nicht verhehlen, daß hinsichtlich des Alters der Vortheil bei weitem auf ihrer Seite ist und daß zwischen jenen Herren und den Fräulein mehr Gleichheit stattfindet; allein er denkt: Alle diese jun-

gen Herren denken nicht an das Heirathen, deswegen werde ich doch vor ihnen bevorzugt.

„Was wollen wir spielen?“ so fragt man jedes Mal einander, ehe man die Pfänderspiele beginnt.

Jedes schlägt ein Spiel vor; Girardiére ist für die Taube fliegt oder Berlingue und Chiquette, und schlägt vor, den Finger aufzuheben; allein die Jüngeren haben ein anderes Spiel vor: sie wollen Jemand auf das Lasterstühlchen setzen; die lebhafteste Aftasie setzt sich zuerst, dann eine hübsche Blondine, später ein Mädchen mit weißer, blasser Gesichtsfarbe und melancholischem Auge. Zu jedem dieser Fräulein sagt Girardiére sehr verständlich: „Das Fräulein sitzt auf dem Lasterstühlchen, weil es voll Anmuth ist!“ so daß ein junger Herr es nicht über's Herz bringen konnte, auszurufen: „Es scheint, der Herr gleicht Herrn Beaufils: er bleibt bei seinem Saß.“

Girardiére, der dieses Stück im Odeon noch nicht spielen sah, will sich über die Bemerkung des jungen Herrn aufhalten, allein in diesem Augenblicke meldet man ihm, die Reihe sei nun an ihm, auf das Lasterstühlchen zu sitzen, was er freudig annimmt.

Was werden sie über mich sagen? dachte Girardiére, auf dem Stühlchen sitzend, während Fräulein Aftasie unter vielem Lachen die Strafen, die sie ihm mittheilen sollte, sammelt.

Um seine Richter günstig zu stimmen, streichelte Girardiére, nachdem er sich mit seiner linken Hand versichert hatte, daß seine hintern Locken gut auf dem

Vordertheile seines Kopfes liegen, mit der rechten Hand den Scheitel, richtete der Reihe nach auf jedes Fräulein seine Blicke, die er längere Zeit auf den schönsten ruhen ließ.

Er sagt zu sich selbst: „Nur die Wahl setzt mich in Verlegenheit, die Eltern möchten so gerne ihre Töchter verheirathen; ich weiß gewiß, daß ich mich nur erklären darf und diese Kleinen da werden die Arme nach mir ausstrecken. O! sie werden mich gut aufnehmen, ohne sich lange zu besinnen, sie sehnen sich so sehr darnach, Madame zu heißen und ein Bouquet von Orangeblüthe zu tragen! ich bin überzeugt, sie werden mir artige Dinge sagen, damit ich zu ihren Gunsten gut gestimmt werde.“

In diesem Augenblicke war Fräulein Astasie mit dem Sammeln der Stimmen fertig geworden. Sie nähert sich Theophilus Girardiére und sagt mit sehr lauter Stimme und sehr deutlicher Aussprache zu ihm:

„Herr... Sie sitzen auf dem Stühlchen, weil Sie eine große Nase haben!“

„Sie sitzen auf dem Stühlchen, weil Sie einen Kahlkopf haben!“

„Sie sitzen auf dem Stühlchen, weil Sie große Ohren haben!“

„Sie sitzen auf dem Stühlchen, weil Sie wie ein chinesischer Affe aussehen!“

„Sie sitzen auf dem Stühlchen, weil Sie einer Perrücke bedürfen!“

„Sie sitzen auf dem Stühlchen, weil Sie nicht schön sind!“

„Endlich, Sie sitzen auf dem Stühlchen, weil Sie nicht jung sind... dieß ist Alles...“

Ein Maler, der Girardiére abgezeichnet hätte, während das junge Fräulein sprach, hätte sehr sonderbare Grimassen bemerkt: der arme Teufel zwang sich zum Lachen, allein bei jedem neuen Satz verzog sich sein Gesicht, zuckte seine Nase, faltete sich seine Stirne, kurz alle Bewegungen der Nerven, die er spürte und verbergen wollte, verwandelten das Lächeln, welches er zu heucheln suchte, in Aerger.

Eines der Fräulein hatte Mitleiden mit ihm und sagte: „Sie wissen, daß man sich bei diesem Spiel Alles erlaubt... und da es bekanntlich nur zum Lachen ist, so darf man sich nie erzürnen.“

„Sie werden auch wohl sehen, meine Damen, daß ich weit entfernt bin, mich zu erzürnen, im Gegentheil... all dieß ist sehr lustig, sehr geistreich!“

„Rathen Sie nun!“

„O nein! ich kann nicht rathen, ich verwechsle Alles.“

„Soll ich es Ihnen noch einmal wiederholen?“ rief die lebhafteste Aftasie vortretend aus.

„Nein, Fräulein, ich danke Ihnen, es ist nicht nöthig, ich verstehe mich gar nicht auf dieses Spiel.“

Girardiére fand nun die unschuldigen Spiele nicht mehr so hübsch. Indes wird das Pfänderspiel vorgeschlagen, welches ihn in Versuchung führt, denn er denkt: Man wird sich küssen, das ist viel unterhaltender als das Lasterstühlchen; habe ich mich bei

dem einen Spiel gelangweilt, so muß ich auch die Lust des andern genießen."

Bald befiehlt man in der That den Kloster-Portier, den Nonnenfuß, die Reise nach Cythere, den heimlichen Kuß und andere derartige Strafen. Ein Herr, der nicht mitspielte und, in einer Ecke des Salons ruhig sitzend, sich mit dem Zuschauen begnügte, konnte sich nicht enthalten, seinem Nachbar zu bemerken: „Wenn ich je eine Tochter bekomme, so darf sie, sobald sie zehn Jahre vorüber sein wird, die Pfänderspiele nicht mehr mitmachen.“ — „Warum?“ — „Weil ich nichts Unanständigeres, Unschicklicheres, Gefährlicheres für wohlerzogene Mädchen finde, als dieses Küssen, dieß vertrauliche Wesen und Verstecken mit jungen Leuten in dunkle Zimmer oder hinter den Vorhängen, und was ich gar nicht begreifen kann, ist, daß die meisten Eltern dieser jungen Leute sie nicht in die Schauspiele führen wollen, aus Furcht, sie könnten dort zu leichtfertige Worte hören und zu ausgelassene Gegenstände aufführen sehen. Arme Eltern! wie thöricht ist eure Vorsicht! wie falsch denkt ihr von jenen jungen Herzen und wie unrichtig leset ihr darin! Wenn eure Tochter oder Nichte gelacht hat, so meint ihr, sie werde Nachts davon träumen, oder gar am andern Tag noch daran denken? Nein, das Lachen ist ein Glück, ein Vergnügen des Augenblicks, welches keine gefährlichen Folgen hat; das Lachen ist nicht strafbar, denn es ist nicht verborgen. Man verliebt sich nicht durch Lachen; man seufzt nicht, wenn man ein lustiges Wort vernommen hat.

Aber jenes Händedrücken, jene Worte, die man sich in's Ohr sagt, jene Küsse, die man sich in Schlupfwinkeln gibt, jene Halbgeständnisse, die man hinter einem Vorhange erhält; ach! daran denken, davon träumen die jungen Mädchen, dieß sollte man vermeiden, ja dieß ist viel gefährlicher als ein Baudeville, selbst solche, worin Déjazet so gut spielt!"

Dieser Herr sprach noch, während Girardiére lange schon an der Thüre eines Zimmers stand: man hatte ihn zum Kloster-Portier verurtheilt; er sah Jedermann in das Zimmer eintreten, Alle sich küssen und er mußte immer stehen bleiben; es verzögerte sich unendlich lange und ward für ihn eben so wenig schmeichelhaft als das Pasterstühlchen.

Endlich wurde eine gutmüthige Frau von der Gesellschaft, die Mutter eines der jungen Mädchen, über die Lage dieses Herrn, der an einer Thüre Schildwache stand, gerührt, trat mit festem Schritte ohne Umstände in das Zimmer, und kam darauf halbwegs wieder zurück mit den Worten: „Ich rufe den Portier!"

Girardiére drehte sich um und küßte diese Dame mit Inbrunst, entfernte sich hierauf aus dem Kreise dieser jungen Leute und kehrte zu einer vernünftigeren Gesellschaft zurück. Er hatte an den unschuldigen Spielen genug.

Drittes Kapitel.

Eine Anfrage.

Indeß machte Girardiére schon nach einigen Tagen, nachdem er sich sorgfältig angekleidet und aufgeputzt hatte, seine Aufwartung bei einem sehr reichen vormaligen Handelsmann, der eine Tochter von achtzehn Jahren mit schönen schwarzen Augen, einem kleinen Munde, einer kleinen Hand und kleinen Füßen hatte, die aber eben nicht für sehr geistreich galt.

Nach einer ziemlich gehaltenen Unterhaltung, wie das meistens zwischen zwei geistlosen Personen der Fall ist, wagte Girardiére mit einem dreisten Tone folgende Frage: „Herr Grandvillain, Sie haben gewiß schon seit einiger Zeit erfahren, daß ich den Entschluß gefaßt habe, zu heirathen.“

Herr Grandvillain (das war der Vater des Fräuleins) schüttelte den Kopf, wandte sich zu seiner Frau, die ein kleines Bologneserhündchen liebte, das sie auf dem Schooße hatte und sagte zu ihr: „Meine Liebe, hast Du gehört, daß Herr Girardiére heirathen will?“

Die Dame richtet sich auf, sucht ihr Taschentuch hinter sich, langt ihre Dose auf dem Kamin und antwortet endlich: „Azor ist seit gestern nichts, er schlägt sogar den Zucker, den er so sehr liebt, aus; ich befürchte, er möchte krank sein.“

Herr Grandvillain, der seine Frau mit ihrem Hündchen vollauf beschäftigt sieht, hält es für unnö-

thig, seine Frage zu wiederholen und schürt das Feuer an.

Girardiére dagegen findet es schicklich, seine Rede fortzusetzen: „Verzeihen Sie, Herr Grandvillain, ich wünsche zu heirathen; ich verzichte auf die Thorheiten des Hagestolzenlebens. Von nun an will ich mich nur mit meiner Frau und meinen Kindern, die mir ohne Zweifel den Himmel schenken wird, beschäftigen; dieß muß für einen Mann die höchste Glückseligkeit sein.“

Herr Grandvillain schürte immerfort das Feuer an und that, als ob ihn all' dieses nichts anginge; Frau Grandvillain hatte ihre Blicke auf Azor gerichtet und hörte kein Wort.

Girardiére, innig vergnügt über die Art, wie er seine Anrede begann, fährt mit seiner Zunge über die Lippen, richtet den Kopf stolz in die Höhe und fügt hinzu: „Nun, Herr Grandvillain, komme ich auf den Zweck meines Besuchs, welchen Sie wahrscheinlich zum Voraus gemerkt haben werden.“

Herr Grandvillain schüttelt wieder den Kopf.

„Ich will mich erklären: Sie haben eine allerliebste Tochter, Herr Grandvillain, sie ist ein Muster von Anmuth und Schönheit... lebenswürdig, unterrichtet, gut erzogen... kurz, ich kann mich nicht besser ausdrücken, als wenn ich sie mit ihrer Frau Mutter vergleiche.“

„Man wird ihm ein Pflaster auf den Rücken legen müssen,“ sagte Frau Grandvillain, indem sie das Ohr ihres Hundes in die Hand nahm.

Girardiëre, erstaunt, hält einen Augenblick inne, faßt sich aber bald wieder und fährt fort: „So viele Reize konnte ich nicht ohne Rührung ansehen, ohne jene reine und ehrbare Liebesflamme zu empfinden, die einem Manne, der Familienvater werden will, geziemt. Mit einem Wort, Herr Grandvillain, ich bitte Sie um die Hand der Fräulein Helene, Ihrer Tochter.“

Herr Grandvillain läßt ein brennendes Scheit, das er gerade mit der Feuerzange hielt, fahren, dreht sich gegen Theophilus um und sagt: „Sie bitten um die Hand meiner Tochter... und für wen?“

Diese Frage bewies, daß der alte Herr die an ihn so eben gerichteten Worte entweder nicht gut gehört oder falsch verstanden hatte; Girardiëre findet dieß sonderbar und setzt schnell hinzu: „Für mich, für mich Theophilus Girardiëre selbst. Sie kennen mich schon lange, ohne meinen Werth zu ermessen... Ich halte es für überflüssig, bei Ihnen meinen Lobredner zu machen; allein ich versichere Sie, daß ich das Glück Ihrer reizenden Tochter machen werde.“

Herr Grandvillain kneift sich in den Mund, die untere Lippe vorwärts ziehend, was seiner Physiognomie für die, welche eine Antwort erwarten, einen nicht gar schmeichelhaften Ausdruck gibt. Der alte Herr nimmt mit der Feuerzange das glühende Scheit, das er einen Augenblick weggelegt hatte, wieder und antwortet gedehnt: „Ah! Sie wollen unsere Tochter heirathen... ah! ah!... Hanne, bring' mir ein Scheit Holz.“

Die Magd bringt ihrem Herrn das Verlangte.

Herr Grandvillain macht auf's Neue sein Feuer an, indem er leise murmelt: „Sie wollen unsere Tochter heirathen... Da fehlt es an Lust... so brennt es nicht.“

„Das sind wahrhaftig,“ sagte Girardiére zu sich selbst, „sehr langweilige Eltern! aber ihre Tochter ist reich, hübsch und schön gewachsen. Man muß darüber weggehen... einmal verheirathet, lasse ich den Papa das Feuer schüren und die Mama nach Behagen ihren Hund liebkosen.“

„Liebes Mütterchen,“ sagte Herr Grandvillain nach ziemlich langer Zwischenzeit, „Herr Theophilus Girardiére, den wir schon seit zwanzig Jahren kennen, bittet um die Hand unserer Tochter.“

Das liebe Mütterchen stößt einen tiefen Seufzer aus und antwortet: „Wenn man ihm ein wenig Brodsuppe mit Hühnerfleisch machen würde, äße er vielleicht davon.“

Girardiére stampft aus Verdruß mit dem Fuße auf den Boden; der Hund bellt aus Furcht; Frau Grandvillain schreit laut und weint beinahe. Mit zorniger Miene sieht sie Theophilus an, der den Hund geängstigt hat, und sagt ganz trocken zu ihm: „Herr Girardiére, warum stampfen Sie mit dem Fuß so auf den Boden?... das ist sehr lächerlich... in einem Salon stampft man nicht so... Azor ist gar nicht daran gewöhnt... Sie haben das arme Thierchen erschreckt... seine Haare haben sich ganz aufgerichtet... er ist ohnehin krank... das kann ihn noch kränker machen.“

Girardiére steht seinen Fehler wohl ein; seine ungeduldige Bewegung kann ihn theuer zu stehen kommen. Um seinen Fehler wieder gut zu machen, ruft er aus: „Ach! es thut mir unendlich leid... ich habe einen Krampf bekommen... dieses hübsche Hündchen... ich habe es geängstigt... o armes Thierchen! es war nicht meine Absicht... er hat einen herrlichen Schwanz!“

Theophilus will Azor mit der Hand streicheln, allein er fängt zu brummen an, und Frau Grandvilain zieht den Sessel mit den Worten zurück: „Lassen Sie ihn gehen... er liebt Sie nicht, man sieht dies wohl... Nähern Sie sich nicht... machen Sie ihn nicht brummen...“

Girardiére entfernt sich unterthänigst, nähert sich wieder dem Herrn vom Hause und sagt zu ihm: „Sie haben meine Frage in Bezug auf Ihre allerliebste Tochter nicht beantwortet. Was soll ich daraus schließen?“

„Mein Lieber, ich denke darüber nach... Sie sind für unser Kind etwas zu alt.“

„Um so vernünftiger werde ich sein, und um so mehr wird mir daran liegen, ihr zu gefallen.“

„Sie besitzen kein großes Vermögen.“

„Mit ihrem Heirathsgut werden wir ein hinreichendes Auskommen haben. Ich bin nicht ehrgeizig.“

„Sie gefallen ihr vielleicht nicht.“

„Ich hoffe das Gegentheil.“

„Nun, wir wollen sehen... Ich für meine Person habe nichts dagegen... Ich kenne Ihre Familie

schon lange, ich weiß, daß Sie ein rechtschaffener Mann sind, und da meine Tochter sehr vernünftig ist, so ist es nicht unmöglich, daß Sie ihr gefallen."

Girardiére ist vor Freude außer sich; er möchte sich gerne in die Arme Herrn Grandvillains werfen; da aber dieser gerade ein brennendes Scheit mit der Feuerzange hielt, so unterdrückt er, aus Furcht, wieder einen Bock zu machen, sein Entzücken.

In diesem Augenblick tritt Fräulein Helene in den Salon ein; sie ist ein junges Mädchen, begabt mit jener glücklichen Gemüthsart, die nichts betrübt, nichts quält, lustig, sorglos, nicht verliebt; mit einem Herzen, das noch für Niemand schlägt, dachte sie nur an das Vergnügen des Augenblicks, erinnerte sich nicht an gestern und bekümmerte sich nicht um morgen. Sie war hübsch, das wußte sie, weil man es ihr oft wiederholt hatte, aber sie war nicht gefallsüchtig, weil sie gegen Alle gleichgültig war. Ein junger Mann, der sie schmachkend ansah, brachte sie zum Lachen; wenn man ihre Hand ergriff, rief sie: „Sie thun mir weh.“ Wenn man ihr auf dem Fuße nachging, wurde sie böse. Einige hielten Fräulein Grandvillain für sehr dumm; allein jedenfalls machte der Ausdruck von Einfalt, den man in ihren schönen Augen fand, noch ihren Reiz vermehren, besonders in einer Zeit, wo die einfältigen Frauenzimmer so selten sind.

Bei einer solcher Gemüthsart nimmt man einen Gatten, ohne darauf zu achten, ob er jung oder alt, schön oder häßlich ist, man heirathet, um im Braut-

schmuck aufzutreten, um die Königin eines Festes zu sein, um seine Lage zu wechseln, mit jener Freude, welche die Kinder bei einem Hausauszuge empfinden, ohne sich über die Folgen zu beunruhigen.

Fräulein Helene kommt singend und hüpfend in den Salon herein, umarmt ihre Mutter, streichelt Azor, nimmt ihren Vater am Kopfe und küßt ihn auf die Stirne. Girardiére steht auf und verbeugt sich mit einem Lächeln tief vor dem jungen Mädchen. Herr Grandvillain winkt seiner Tochter, sie neigt sich zu ihm hin, er sagt ihr Etwas in's Ohr, und unser Heiraths-Candidat denkt bei sich: Ich wette, der Vater redet mit ihr über mich.

Wirklich richtete Fräulein Helene ihre Augen einen Augenblick in die Höhe, um Theophilus zu betrachten, der eine romantische Stellung angenommen hat, worauf sie in ein Gelächter ausbrach und endlich leise erwiederte: „Ach, mein Gott, mir ist es einerlei... der Herr da gilt mir so viel als ein anderer!... er trägt eine Brille... das wird mich ergötzen einen Vatten mit einer Brille zu haben... Nun ja, lieber Papa, verheirathe uns, ich möchte schon lange auf eine Hochzeit gehen... O! verheirathe mich... dann wird man mich Madame heißen.“

Darauf entfernt sich Fräulein Helene hüpfend aus dem Salon und fängt das Lied, welches sie beim Hereintreten trällerte, wieder an, jedoch nicht ohne falsche Töne hören zu lassen.

Girardiére hat zwar nicht verstehen können, was das Mädchen zu seinem Vater gesagt hat, allein

seine Heiterkeit scheint ihm eine günstige Vorbedeutung, und er nähert sich von Neuem Herrn Grandvillain. „Ich sprach mit meiner Tochter von Ihnen,“ sagte der alte Herr, die Feuerzange ergreifend.

„Nun, ihre Antwort?“

„Ich habe Ihnen nichts Unangenehmes mitzutheilen . . . sie haßt Sie nicht.“

„Wäre es möglich? . . . Was? Fräulein Helene findet mich nach ihrem Geschmack? . . .“

„Das heißt, sie findet Sie . . . Hanne, bring' ein Scheit . . . sie würde Sie zum Gemahl nehmen . . . herzlich gern . . . Ein rundes Scheit, Hanne.“

„Ach! wie glücklich machen Sie mich!“

Girardiére, außer sich vor Freude, stellt schnell den Sessel zurück, um die Hand des alten Herrn zu ergreifen; der Sessel fällt durch das zu heftige Zurückziehen um, worauf das zottige Hündchen von Neuem bellt und die alte Frau ausruft: „In der That, es scheint, als ob Sie es mit Fleiß thun; haben Sie den Tod meines Hundes beschlossen? . . . dieser arme Azor wollte schlafen . . . Sie haben ihn aufgeschreckt . . . er hängt seine Ohren . . . er weiß nicht mehr, wo er daran ist. Sehen Sie, wie er zittert.“

Girardiére hebt bestürzt den Sessel auf und stottert neue Entschuldigungen hervor; er will sein Gespräch mit Herrn Grandvillain wieder anknüpfen, allein dieser ist Willens, sein gewöhnliches Mittagsschläfchen zu machen und verabschiedet sich von Theophilus mit den Worten: „Besuchen Sie uns wieder . . . in einigen Tagen . . . ich werde mit meiner Frau

reden ... dann wollen wir Ihnen eine bestimmte Antwort geben."

Girardiére verbeugt sich vor Frau Grandvillain und ihrem Hund bis auf den Boden, empfiehlt sich auf's Neue dem alten Herrn und entfernt sich voller Hoffnung, denn von dem Augenblicke an, wo er dem Fräulein gefiel, dünkt es ihn, die Hauptsache sei abgethan und das Uebrige komme von selbst.

Freudetrunken kehrt er nach Haus zurück, betrachtet sich im Spiegel, bildet sich ein, seine Haare seien wieder gewachsen, und singt seiner alten Mutter: „Entschieden ist es, ja, ich nehm' ein Weib! ..."

„Hast Du eine Wahl getroffen, mein Söhnchen?"

„Ja, liebe Mama, ich habe heute meine Aufwartung gemacht, meine Anfrage gestellt; ich gefiel auf der Stelle der jungen Person, woraus ich schließe, daß man mir bei meinem nächsten Besuche sagen wird: „Sie gehört Ihnen."

„Du hast sehr geeilt, mein Sohn, Du hättest Dir mehr Zeit zum Wählen nehmen sollen."

„Ich bereue meine Wahl nicht: Fräulein Helene Grandvillain ist hübsch, sehr hübsch... und geistreich... sehr lebhaft... boshaft... O, ich bin überzeugt, daß sie außerordentlich wichtig ist... Sie hat überdies hundertundzwanzigtausend Franken Heirathsgut, ohne das, was noch zu hoffen ist... ich glaube, ich darf zufrieden sein."

„Aber, mein Söhnchen, sie, die Dich zum Gemahl bekommt, wird auch sehr glücklich werden... zählst Du dieß für nichts?"

„Liebe Mama, ich glaube, Sie schmeicheln mir.“

„Ich sage Dir, daß Du allerliebste bist, ich kenne Dich sehr gut, vielleicht hast Du es mir zu verdanken.“

Girardiére läßt zwei Tage vorübergehen; aber am dritten konnte er seiner Ungeduld nicht mehr widerstehen: er kleidet sich ganz schwarz an und begibt sich zu Herrn Grandvillain.

Der alte Herr saß wieder neben dem Feuer, seine Frau war nicht da. Theophilus fragt den Vater Helenens mit größerem Muth: „Ob er sich schmeicheln dürfe, bald sein Sohn zu heißen?“

„Mein lieber Herr Girardiére,“ erwiedert Herr Grandvillain, mit der Feuerzange spielend, „was mich betrifft, so sind Sie mir sehr anständig... ich weiß, Sie sind ein ganz rechtschaffener Mann... auch Ihr vernünftiges Alter schien mir für Helene eine sichere Garantie. Sie mißfallen meiner Tochter, die übrigens Jedermann liebt, nicht... es ist das beste Kind auf der Welt...“

„Also darf ich hoffen?“

„Nein, mein Lieber, Sie bekommen meine Tochter nicht zur Frau... es thut mir sehr leid, allein meine Frau gibt ihr Jawort nicht dazu, weil Sie zwei Mal ihren Hund erschreckt haben und Azor sehr mißfallen.“

Girardiére bleibt versteinert stehen; so gewiß er von der Zusage überzeugt war, um so härter wird er durch den erhaltenen Korb gekränkt. Endlich ruft er sehr mißvergnügt aus: „Wie... wegen des Hundes nimmt man mich nicht zum Tochtermann an?“

— „Ja, lieber Freund.“ — „Aber ein Mann ver-

dient meiner Ansicht nach mehr Rücksicht als ein zottiges Hündchen!" — „Ach, was wollen Sie, meine Frau liebt ihren Hund über Alles..." — „Ich hätte ihn auch geliebt." — „Allein er liebt Sie nicht." — „Vielleicht mit der Zeit... und durch Milchbrödelein..." — „Ich habe Ihnen die Antwort meiner Frau mitgetheilt. Wenn sie etwas beschlossen hat, so bleibt sie dabei; richten Sie sich also darnach." — „Erlauben Sie... ich kann nicht glauben, daß wegen einer so geringen Ursache..." — „In dieser Welt gibt es keine geringe Ursachen!... gegenwärtig ist ein Hund oder jedes andere Thier im Stande, eine Umwälzung zu verursachen!" — „Wenn ich also dem Hund Ihrer Frau Gemahlin gefallen hätte?..." — „Dann würden Sie ohne allen Zweifel mein Tochtermann geworden sein." — „Das ist sehr unangenehm; ich glaubte nicht, daß meine Verbindung von der Laune eines Hundes abhänge!..." — „Adieu, mein Lieber... Hanne, bringe mir ein Scheit... einen dicken Knüppel, Hanne."

Girardiére verläßt sehr übel gelaunt Herrn Grandvillain, entfernt sich, indem er seinen Hut bis über die Augen hineindrückt, und trappt zornig auf die Stiege, indem er sagt: „Ha, verfluchter Azor!... wenn ich dich da hätte, du müßtest mir dafür büßen!"

Eine herrliche Partie, ein junges, hübsches Frauenzimmer verfehlt zu haben, weil man einem zottigen Hunde mißfiel, ist äußerst niederschlagend, besonders wenn man seinen Triumph so gewiß voraussetzte.

Einige Tage lang hatte Girardiére große Mühe, den Aerger, welchen ihm dieß Abenteuer verursachte, zu bemeistern, doch endlich tröstete er sich mit den Worten: „Ein solcher Unfall wird mir nie mehr begegnen! Ich werde nicht überall in ihren Hund vernarrte Schwiegermütter, so lächerliche, so unverschämte Frauen, wie Frau Grandvillain, finden!... Laßt uns eine andere Partie suchen und unsere Blicke anderswohin richten!... Wenn ich einmal einen Korb erhielt, sage ich deshalb noch nicht mit Catullus: *Lugite Venus Cupidinesque!*...“

Herr Girardiére erinnerte sich noch ein wenig des Lateins, das er in seinem Knabenalter die dicke Tourloure lehren wollte.

Viertes Kapitel.

Zu arm.

Einige Wochen nachher stattete Girardiére, immer schwarz gekleidet, mit schön gewichsten Stiefeln und Handschuhen, wie wenn er auf den Ball ginge, Herrn Duhaucourt einen Besuch ab; dieß war ein sehr reicher Partikulier, welcher ein großes Vermögen gesammelt hatte, nachdem er sein Leben mit Unternehmungen, die sämtlich fehlschlügen, zugebracht hatte. Allein die Aktionäre allein hatten dabei verloren, während Duhaucourt, obwohl täglich in eine ununterbrochene Reihe unglücklicher Geschäfte und mehrerer

Bankrutte verknüpft, es sich dabei wohl sein ließ, sich fest in den Zirkeln und Gesellschaften zeigte, und den Kopf eben so hoch und vielleicht höher als ein Biedermann trug; denn die rechtschaffenen Leute haben gewöhnlich kein unverschämtes und stolzes Benehmen: das ist eine Zugabe der Betrüger, die man darum nicht beneiden darf.

Herr Dubaucourt hatte eine sehr hübsche Tochter, die reich sein mußte, was die Augen über die wenig schmeichelhaften früheren Verhältnisse ihres Herrn Vaters ausdrückte. Uebrigens ist man überhaupt hinsichtlich der reichen Leute sehr tolerant und drückt gern die Augen zu, wenn man zur Tafel, zu Bällen, Theevisiten und anderem derartigen Tändelkram eingeladen wird, ohne welchen man vor Langeweile stürbe.

Girardiére hatte es wie Andere gemacht: wenig bekümmert, auf welche Art Herr Dubaucourt sein Vermögen gesammelt hatte, entschloß er sich, um die Hand seiner Tochter zu bitten. In dieser Absicht kleidete er sich schwarz an und machte ihm seine Aufwartung.

Man führte ihn in einen prächtigen Salon, wo er den Herrn vom Hause, eingehüllt in einen Schlafrock von Persienne, in weiten, mit Fuchspelz ausgefüllten Pantoffeln, den Kopf mit einem Brüsseler Foulard umwunden, antraf, wo er, auf einem Divan sitzend oder vielmehr liegend, einem seines Harems überdrüssigen Pascha glich.

Herr Dubaucourt kannte Girardiére, weil er ihm

in den Salons von Paris oft begegnet und einige Actien in einer Unternehmung, die das nämliche Resultat wie die andern hatte, an ihn abgetreten hatte; er hielt ihn für reich, weil dieser so artig war, nie nach der Dividende, noch nach dem Interesse seines Geldes zu fragen.

Als er ihn bemerkte, beliebte es ihm, von seinem Divan halb aufzustehen und ihm die Hand zu reichen, indem er ausrief: „Ah, guten Tag, lieber Freund, es freut mich sehr, daß Sie mich besuchen, nehmen Sie doch Platz. Verzeihen Sie, daß ich Sie in meinem Hausanzug empfangen, allein ich legte mich sehr spät schlafen... wir haben bis heute früh um fünf Uhr gespielt; die Partie ging sehr hoch... das Billet galt tausend Franken... mit drei Damen gewann ich den ganzen Satz... das ist herrlich... was wollen wir nun thun?“

Girardiére nimmt einen Sessel, sieht mit Vergnügen, daß Frau Duhaucourt nicht anwesend ist, denn er fürchtet irgend eine Ungeschicklichkeit, die ihr mißfallen könnte, zu begehen. Er setzt sich, fängt ein Gespräch an, das er unmerklich auf die Heirath führt, endlich gelangt er zum Zweck.

„Herr Duhaucourt, mein Besuch hat seinen Grund, den ich Ihnen mittheilen will: Ich wünsche zu heirathen, ich verzichte auf die Narrheiten des Hagestolzenlebens und will mich von nun an nur mit meiner Frau und Kindern, die mir der Himmel ohne Zweifel schenken wird, beschäftigen; das muß für einen Mann die höchste Glückseligkeit sein.“

Herr Duhaucourt, der, in seinen Schlafrock sich wickelnd und sich die Schenkel streichelnd, Girardiére anhörete, fängt zu lachen an und antwortet ihm: „Mein Freund, Sie müssen heirathen, wenn Sie Lust haben und eine gute Partie treffen, ich meine, eine Geldpartie, denn nur diese sind gut; man muß seinen Namen wie seine Kapitalien zu großen Zinsen anlegen.“

„Ich versichere Sie, daß mich durchaus nicht das Interesse zu dem Schritte, den ich heute bei Ihnen thue, bewegt; ich habe das Glück gehabt, schon mehrmals in den Salons mit Ihrer Fräulein Tochter zusammen zu kommen, sie gefällt mir sehr, weshalb ich heute bei Ihnen erscheine, um Sie um die Hand derselben zu bitten.“

Herr Duhaucourt setzt sich aufrecht auf den Divan hin, betrachtet Girardiére, wie wenn er ihn noch nicht recht gesehen hätte und er verdiente näher betrachtet zu werden; dann sagt er in einem nicht mehr scherzenden Tone zu ihm: „Sie bitten um die Hand meiner Tochter?“

„Wenn Sie es gütigst erlauben.“

„Ah, beim Teufel! das ist ein großer Unterschied, ich war nicht auf dieses gefaßt... das ist von Wichtigkeit und verdient unsere ganze Aufmerksamkeit. Ich gestehe Ihnen, ich kenne Sie sehr oberflächlich, ich glaubte, Sie nehmen in der Welt eine geringe bürgerliche Stellung ein, allein nach dem mir so eben gemachten Vorschlag habe ich mich getäuscht; ich setze voraus, daß Ihr Vermögen wenigstens dem meinigen gleich kommt. Entschuldigen Sie mich,

lieber Herr Girardiére, daß ich Sie bisher so leicht-
hin behandelt habe."

Girardiére weiß nicht, was er antworten soll, dieser Anfang bringt ihn in Verlegenheit; indeß drückt er mit Inbrunst die Hand, welche Herr Duhaucourt ihm reicht; darauf betrachtet dieser ihn scharf und fährt fort: „Zwischen Personen, wie wir sind, geht man schnell zum Zweck über. Nun! wie viel beträgt Ihr Activvermögen, sowohl in unbeweglichen Gütern als in baarem Vermögen?"

Girardiére rückt seine Brille auf die Nase vor und langt mit der Hand auf den Kopf, indem er wiederholt: „Mein Activvermögen? meine Activa wollen Sie wissen? darüber fragen Sie mich?"

„Ja, oder mit andern Worten, das Vermögen, das Sie wirklich besitzen; die Activa sind das, was man hat, die Passiva das, was man schuldet, dieß weiß Jedermann."

„O! was die Passiva betrifft, habe ich gar keine! Ich schmeichle mir, keinen Heller zu schulden."

„Das würde nichts ausmachen. Besitzen Sie fünfmalhunderttausend Franken Activa und schulden Sie daran sechsmalhunderttausend, dieß hindert Sie nicht, ein Kapitalist von fünfmalhunderttausend Franken zu sein, weil man seine Schulden nicht alle bezahlt... man kann sich vergleichen. Kurz, wie viel Vermögen haben Sie?"

„Ich habe tausend Thaler Renten!" antwortet Girardiére mit verstärkter Stimme.

Duhaucourt richtet den Kopf vorwärts und erwiedert: „Ich hab's nicht recht gehört, nicht gut verstanden.“

„Ich habe die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich dreitausend Franken Renten von der Staatskasse zu beziehen habe.“

Duhaucourt sinkt auf seinen Divan zurück, legt die Füße auf die Kissen und dreht sich in seinem Schlafrock herum, indem er laut lacht.

„Ha! ha! ha! der Spaß ist herrlich... ich nahm die Sache ernstlich... ha! ha! ha! das ist sehr drolig... Girardiére ist ein Teufelskerl, ich wußte nicht, daß er in diesem Punkte den Poffenreißer spielt... das ist sehr scherzhaft!“

„Wie, Poffenreißer!“ antwortet Theophilus mit gekränkter Miene. „Ich spaße durchaus nicht... Ich besitze tausend Thaler Renten. Ich glaube, dieß ist für einen Mann nicht übel. Ich will aber nicht wissen, wie viel das Heirathsgut Ihrer Fräulein Tochter beträgt, ich bitte um ihre Hand, das genügt mir.“

„Ha! ha! ha! sehr hübsch! sehr vorzüglich! meine Tochter mit zweimalhunderttausend Franken Heirathsgut würde einen Herrn mit Nichts heirathen... dieß ist köstlich!“

„Inwiefern nichts... habe ich es Ihnen nicht so eben vorgezählt.“

„Oder beinahe Nichts! O ich sage Ihnen, daß Sie sehr unterhaltend sind, wenn Sie wollen. Ich

wette, daß Sie diesen Antrag einer Wette wegen gemacht haben."

Girardiére steht auf und erwiedert darauf: „Es ist von keiner Wette die Rede; wenn Ihnen mein Vorschlag nicht gefällt, so haben Sie keinen Grund, mich in's Gesicht auszulachen. Ich lasse mich nicht zum Besten halten."

„O! o! köstlich... sehr gut gesagt. Sie kommen da mit einem Sprichwort, nicht wahr? Meine Tochter Ihre Frau? Aber armer Jüngling, da müßte man Ihr ganzes Kapital an den Brautschmuck hängen! Sie thun besser daran, bei einer Unternehmung, die ich veranstalte, Aktien zu nehmen."

„Schönen Dank, ich habe deren bereits," antwortet Girardiére spöttisch, drückt seinen Hut tief in das Gesicht und verläßt den Salon, während Herr Duhaucourt fortlacht und sich auf seinem Divan herumwälzt.

Fünftes Kapitel.

Zu häßlich.

„Diese Geldmenschen sind ungesellig!" sagt Girardiére beim Heraustreten aus Herrn Duhaucourts Hause. „Sie haben ein trockenes Herz, eine schmutzige Seele. Das Glück ihrer Kinder bekümmert sie wenig, sie kennen nur das Gold! Auri sacra fames,

sagt Virgil. Ueberdies habe ich mich an den unrechten Ort gewendet, ich wäre in dieser Familie nicht glücklich gewesen, ich, der ich einen einfachen Geschmack und bescheidene Gewohnheiten habe; ich hätte einen großen Aufwand machen müssen! Nein, das brauche ich nicht! Glücklich der, welcher im Schooße seiner Hausgötter... ich weiß nicht weiter... ich will mich an ein Frauenzimmer mit einem bescheidenen Vermögen wenden, die eben so viel oder beinahe so viel als ich hat, das reicht wohl hin. Dieser Herr Duhaucourt würde mir seinen Reichthum verleiden."

Es verflossen keine acht Tage, als Theophilus Girardiére, immer schwarz gekleidet und in den schönsten Handschuhen, bei Frau Belleville seine Aufwartung machte.

Frau Belleville war die Wittwe eines alten Offiziers, der ihr bloß ein bescheidenes Vermögen und eine eben so bescheidene Tochter hinterlassen hatte. Abstammend von sehr reichen Eltern, hatte Frau Belleville sich dem Willen derselben, einen Kapitalisten zu heirathen, entgegengesetzt, um den jungen Offizier, der ihr gefiel, zu heirathen, und wurde deßhalb enterbt; allein die Liebe ihres Gatten ersetzte ihr Alles, und seit seinem Tode, der schon vor mehreren Jahren erfolgte, beweinte sie ihn unaufhörlich. Frau Belleville war sehr empfindsam; sie verehrte ihre Tochter und wollte sie nur einem Manne, der sie vergöttern würde, geben. Ein sittsames Gefühl und eine vernünftige Liebe

durfte man nicht an den Tag legen, um diese zärtliche Mutter zu fesseln; die romantische Liebe allein machte Eindruck auf die extravagante Frau Belleville, welche ihr Leben mit Erzählungen ihrer frühern Liebschaften, mit Weinen und Schnupfen zubrachte.

Girardiére wurde in ein kleines Zimmer, dessen düstere Tapezirung Traurigkeit einflöste, eingeführt. Frau Belleville sitzt in einem langen Sessel neben dem Feuer, hält in der einen Hand eine Tabaksdose, in der andern ein Nasstuch, und hinter ihr liegen zur Vorsicht noch zwei andere Nasstücher.

Frau Belleville ist wenigstens fünfundsünfzig Jahre alt; ihre beständig von Thränen befeuchteten Augen und ihre mit Tabak stets vollgestopfte Nase haben ihre Gesichtsbildung sehr verdorben, und ihr schwarzgrauer Traueranzug trägt nicht wenig dazu bei, ihr das Aussehen einer Wahrsagerin oder Kartenschlägerin zu geben.

Girardiére verbeugt sich tief, indem er sehr aufmerksam um sich blickt, ob kein Hund da sei, den seine Gegenwart erschrecken könnte, allein er bemerkt keinen und setzt sich auf einen Stuhl, den ihm die Hausfrau, einen tiefen Seufzer ausstosend, anbietet.

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Girardiére, daß Sie mich besuchen,“ sagte die Wittve, ihm die Hand reichend. „Sie kommen wohl, um Ihre Thränen mit den meinigen zu vereinen und mir Blumen auf das Andenken meines Mannes streuen zu helfen. Ach! bald sind es vierzehn Jahre, daß

er gestorben ist, dieser theure Freund, jetzt wäre er dreiundsechzig Jahre alt."

Frau Belleville weint, schnäuzt sich und schnupft.

Girardiére, ein wenig gerührt über diesen Anfang, blinzelt, um sich das Ansehen zu geben, als sei er von Schmerz ergriffen, und sucht zur Hauptsache selbst zu kommen.

"Frau Belleville! Ihr Schmerz ist gewiß sehr ehrwürdig! ich theile ihn; doch nach vierzehn Jahren... Sie haben eine Tochter... eine sehr schöne, sehr anziehende Tochter!"

"Ich weiß es sehr gut; aber eine Tochter ist kein Gatte, mein Mann war ein Geliebter... der mich entführt hatte, denn ich wurde entführt, Herr Girardiére!... Mitten in der Nacht, bei einem schrecklichen Wetter haben wir uns auf den Weg gemacht; wir sind zwar gefahren, allein wir haben mitten auf der Straße umgeworfen und er hielt mich fest in seinen Armen; um alles Geld in der Welt hätte er mich nicht losgelassen! So liebte mich dieser Mann!"

Frau Belleville schnupft, schnäuzt sich und weint.

Girardiére hält sein Taschentuch an seine Augen, um seine Brille abzutrocknen, und nimmt das Wort: "Frau Belleville, ein sehr wichtiger Beweggrund führt mich zu Ihnen: ich wünsche zu heirathen, ich verzichte auf die Thorheiten des Hagestolzenlebens; von nun an will ich mich nur mit meiner Frau und Kindern, die mir der Himmel ohne Zweifel schenken wird, beschäftigen, das muß für einen Mann die

höchste Glückseligkeit sein, und ich schmeichle mir, daß . . ."

"Ah! Sie sind Willens, zu heirathen, Herr Girardiére? Sie sind also verliebt, leidenschaftlich verliebt, denn ich kenne keine Heirath ohne Liebe; hiezu bedarf es vieler Liebe!"

"Ich werde sehr verliebt sein, wenn ich das Jawort der Eltern und ihrer Tochter haben werde."

"Sie werden erst verliebt sein, wenn Sie das Jawort der Eltern haben? Das heißt: Ihr Herz wartet auf die Erlaubniß einer Mutter oder eines Oheims, um sich zu verlieben! Sie sprechen von der Verliebtheit, gerade wie man sagt: Als bald werde ich zu Mittag speisen, wenn ich zuvor einen Spaziergang gemacht habe; oder ich werde mich heute Abend im Theater gut unterhalten, wenn der und der Schauspieler auftritt. Ach! pfui, pfui! . . . Sie haben keinen Begriff von Liebe, Sie entheiligen dieses Wort! Ach, mein Mann war verliebt! Er wäre zu Allem fähig gewesen, wenn ich ihm Gegenliebe verweigert hätte! Das Schwert, Feuer, Gift, Alles hätte er zu Hülfe genommen. So laß ich mir's gefallen, das heiße ich lieben; wenn ich je meine Tochter verheirathe, so muß man sie auf diese Art lieben, oder man wird sie nicht bekommen; das ist mein letztes Wort."

Girardiére sieht ein, daß er in einem andern Tone sprechen muß, um sich angenehm zu machen; er stößt nun solche Seufzer aus, daß die Asche vom Herde im Zimmer herumfliegt, und zerrauft seine

Haare, um sich ein romantisches Aussehen zu geben; endlich schlägt er sich mit kramphafter Miene vor die Stirne. Alles dieß interessirt die Wittwe, die ihm mit den Worten die Dose darbietet: „Nun, lieber Freund, ich habe mich vielleicht getäuscht, oder Sie haben sich schlecht ausgedrückt. Ihre Gemüthsbe-
wegung, Ihre Seufzer ziehen mich an; erzählen Sie mir Ihre Leiden; in wen sind Sie verliebt, mein theurer Girardièr?“

„In Ihr Fräulein Tochter, um welche ich anhalte ... die ich vergöttere!“

„Meine Tochter!... Wie, Sie sind in meine Cö-
line verliebt?...“

„Leidenschaftlich!“

„Leidenschaftlich, das ist sehr gut... und wenn ich sie Ihnen verweigere...“

„Dann sterbe ich vor Kummer!“

„Vor Kummer... hm! mein Freund, das Sterben vor Kummer geht manchmal sehr langsam... Es gibt Personen, die ihren Kummer über achtzig Jahre ausdehnen. Ich sähe Sie lieber auf eine unge-
stümere Art sterben...“

„Und ich ziehe die Heirath mit Ihrer Tochter vor.“

„Ich begreife es; allein sie bekommt nur ein klei-
nes Heirathsgut.“

„Das ist einerlei... bloß sie will ich...“

„Das ist sehr gut gesagt... Sie erinnern mich an meinen Mann... jenen zärtlichen Freund!... Er wünschte auch bloß eine Hütte und mein Herz!...“

und Rostbraten zum Mittagessen... Er hielt sehr viel auf Rostbraten!... Theilt auch meine Cöline Ihre Liebe?"

"Ich wagte noch nicht, ihr meine Liebe zu erklären; in meinen Augen allein möchte sie das Geheimniß meines Herzens lesen."

"In Ihren Augen allein... das ist sehr abenteuerlich... Sie sind schüchtern, mein Theuerster, allein ich tadle Sie nicht deshalb, dieß ist in unsern Tagen so selten! Uebrigens ein tiefes Gefühl kann sehr schüchtern oder sehr feck machen: die beiden Extreme berühren sich. Mein lieber Mann selig war sehr feck, o, o, o! was war das für ein Gatte!"

"Wenn ich Ihrer Fräulein Tochter gefiele?"

"O, dann gebe ich sie Ihnen zur Frau... Ich kenne die Liebesqualen zu gut, als daß ich sie nicht mitempfände. Ich will Cöline kommen lassen; ich werde den Eindruck, den Ihr Aeußeres in ihr hervorbringen wird, beobachten, und sie darum befragen; sie ist die Unschuld selbst, ich werde leicht in ihrem Herzen lesen."

"Frau Belleville läßt ihrer Tochter sagen, sie möchte zu ihr kommen. Girardiére wirft einen Blick in den Spiegel, macht seine Halsbinde zurecht, ordnet seine Haare, reibt sich die Wangen, daß sie eine Farbe bekommen und erwartet mit Ungeduld die Ankunft von Fräulein Cöline."

Das junge Mädchen tritt in das Zimmer ihrer Mutter, indem sie an einem Gerstenzuckerstängelchen

schloß. Fräulein Cöline hatte nichts Romantisches in ihrem Benehmen und Aeußern; lachend grüßt sie Herrn Girardiére, zerbricht ihr Zuckerstängelchen und gibt die Hälfte ihrer Mutter mit den Worten: „Es ist sehr gut... es ist Citronensaft dabei... Helene hat es mir gegeben; ich glaube, es ist von Rouen.“

Frau Belleville schlägt den Gerstenzucker aus und sagt ganz leise zu Theophilus: „Sie haben keinen Eindruck auf sie gemacht.“

„Thut nichts, wollen Sie gefälligst mit ihr einige Worte wegen meiner reden.“

Frau Belleville winkt ihrer Tochter und spricht ihr in's Ohr. Fräulein Cöline dreht sich darauf um, Girardiére zu betrachten, bricht in ein Gelächter aus und springt schnell aus dem Zimmer, nachdem sie einige Worte zu ihrer Mutter gesagt hat, welche sie vergebens zurückhalten will.

Der Ehestands-Candidat weiß nicht, was er von dem plötzlichen Verschwinden des jungen Mädchens denken soll; er nähert sich ihrer Mutter und sagt zu ihr: „Nun, Frau Belleville?“

Frau Belleville greift, bevor sie antwortet, in ihre Tasche, zieht ein doppeltes Fernglas heraus, womit sie aufmerksam Girardiére betrachtet, und murmelt zwischen ihren Zähnen: „Es ist wahr... Cöline hat Recht... wenn ich Sie mit meinem Fernrohr baldtr beträchtet hätte, so würde ich für meine Tochter geantwortet haben... ich habe seit

einiger Zeit so viel Thränen vergossen, daß mein Gesicht äußerst geschwächt ist; ich sehe kaum ohne Fernrohr... ich hielt Sie für viel schöner! ja, ich hielt Sie sogar für sehr schön... o! mein Gesicht nimmt alle Tage ab! ich merke es heute wieder."

"Was soll das heißen?"

"Das will so viel heißen, daß meine Tochter Sie nicht heirathet, weil Sie ihr zu häßlich sind! und sie hat in der That Recht... Sie können einem jungen Mädchen unmöglich Liebe einflößen! Wenn ich bei Ihrer Ankunft mein Fernglas genommen hätte, so hätte ich Ihnen dieses sogleich gesagt. Glauben Sie mir, Herr Girardiére, verzichten Sie auf die Hoffnung, eine Partie aus Liebe zu treffen... heirathen Sie durch Uebereinkunft... allein denken Sie nicht mehr an meine Tochter!..."

Girardiére hat das Ende dieses Gesprächs nicht ganz ruhig angehört, er stand auf, ging im Zimmer auf und ab, nahm seinen Hut und erwiederte, indem er zu lachen sich bemühte: „Meiner Treu, wenn Ihr Fräulein Tochter mich zu häßlich findet, so wollen Sie gefälligst glauben, daß dieß mich wenig kränkt; übrigens war ich nie in sie verliebt und ich werde ohne Mühe Frauenzimmer treffen, die mir mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen und mich besser zu schätzen wissen.“

Darauf entfernt sich Girardiére, indem er zu sich selbst sagte: „Die Tochter ist eben so dumm als die Mutter!“

Sechstes Kapitel.

Zu alt.

„Wenn man mein Vermögen nicht groß genug findet, das geht noch an,“ sagte Girardiére, über seinen Besuch bei Frau Belleville nachdenkend, zu sich selbst, „wenn man mir aber sagt, ich sei häßlich, das ist abgeschmackt!... Dieß nimmt man zum Vorwand, mich abzuweisen!... Ach! warum habe ich doch das Hündchen der Frau Grandvillain erschreckt, ich hätte ihre Tochter zur Frau bekommen... Sie fand mich nicht häßlich, jene junge Person... die Eltern fanden mich auch reich genug!... Doch es gibt noch viele Frauenzimmer in der Welt zu heirathen... und wie meine ehrwürdige Mutter sagt, ich bin nur wegen der Wahl in Verlegenheit... indessen sind mir schon mehrere Wahlen entwischt. Das ist ein Unglück.“

Mehrere Tage lang schwankt Girardiére unentschlossen über die neue Anfrage, die er stellen will; endlich fällt ihm ein Haus ein, wohin er öfters ging, bevor er sich in der großen Welt herumbewegte, ein Haus von ganz aufrichtigen, freimüthigen, geradsinnigen Bürgersleuten, bei denen man keinen Besuch machen kann, ohne daß sie einen beim Mittagessen behalten, und die nicht zufrieden sind, wenn man sich bei Tisch nicht toll und voll ißt.

Dieß war das Haus Herrn Lapoucette's, eines alten Kunstschreiners, der in Zurückgezogenheit lebte.

Die Familie bestand aus Vater, Mutter, zwei Tanten und drei Töchtern; die Jungfern waren noch sehr jung, als Girardiére der Tischgenosse des Hauses war. Allein seit fünf Jahren, während deren er nicht mehr dahin kam, hatten diese jungen Mädchen wohl wachsen müssen. Damals war die eine elf, die andere dreizehn und die älteste vierzehn Jahre alt: fünf Jahre haben sie zu Frauenzimmern gemacht, die zum Heirathen wohl fähig sein dürften.

„Vielleicht ist eine oder zwei davon verheirathet,“ sagt Girardiére zu sich, „allein es ist nicht wahrscheinlich, daß sie es alle sind. So viel ich mich erinnere, waren sie alle drei sehr artig; das Alter wird ihre Anmuth nur noch mehr entwickelt haben... Meiner Treu, ich werde die nehmen, die noch frei ist; man hatte mich in diesem Haus sehr gern. Laßt uns nun zu diesem guten Lapoucette zurückkehren; es ärgert mich, nicht eher an ihn gedacht zu haben.“

Nachdem Girardiére seine Anstandstoilette gemacht hat, begibt er sich zu seinem alten Freunde Lapoucette.

Eine Tante öffnet ihm die Thüre; als sie ihn sah, schrie sie: „Ich glaube wahrhaftig, das ist Herr Girardiére.“

„Er selbst, meine theure Dame.“

„O! welch Wunder, Sie zu sehen! Laurentia, Anna, Cäcilie, Schwestern!... Herr Girardiére ist da!...“

„Herr Girardiére ist da!“ wiederholte man auf allen Seiten, und bald springt die ganze Familie

herbei. Die Schwestern, die Mutter, der Vater, die Kinder, Jedes beeilt sich, den alten Freund zu empfangen, ihn an der Hand zu nehmen, sie freundschaftlich zu drücken, ihm seine lange Vergessenheit liebenswürdig vorwerfend. Es scheint, der verlorene Sohn sei gekommen, und man wolle ein Freudenmahl anstellen, denn bereits ruft der Hausherr aus: „Du wirst mit uns zu Mittag essen... o Du wirst mit uns speisen... wir behalten Dich da; nein, wir lassen Dich nicht gehen; Frau, besorge das Mittagessen, tische uns auch einige Leckerbissen auf: Girardiére war sonst ein Lecker, er wird es noch sein. Diese Eigenschaften vermehren sich mit der Zeit. Die Vorliebe für eine gute Tafel schadet uns nie.“

„Mein Freund, mein theurer Freund!“ sagt Girardiére, die Hand vor seine Augen haltend, „ich bin so gerührt, fühle mich über Ihre Aufnahme so geschmeichelt, daß ich in Wahrheit glaube...“

„Nun, mache keine Dummheit... erwärme Dich, das ist besser als weinen; hier sind wir eher gewohnt zu lachen.“

Herr Lapoucette war ein kleiner, sehr dicker Mann von sehr gutem Aussehen; sein Empfang war schon ein Beweis von seiner Gesundheit und guten Laune. Er heißt Girardiére sitzen und sagt zu ihm: „Du hast uns seit fünf Jahren nicht besucht... es war Dir nicht möglich, nicht wahr?... ach, mache Dir keinen weitem Vorwurf, wir haben uns nicht im Zorne getrennt und kommen wieder als gute Freunde zu-

sammen. So muß man sich gegen einander benehmen, wenn man sich liebt. Sei nun gerade so, wie wenn Du immerfort in unser Haus gekommen wärest."

"Mein lieber Lapoucette, sei überzeugt, meine Freundschaft ist immer die nämliche geblieben."

"Ich zweifle nicht daran, mein Freund, aber Dein Gesicht zum Beispiel blieb nicht dasselbe, wie Deine Freundschaft ... Du hast gealtert ... o, Du hast sehr gealtert ... Deine Haare liegen bei Picard ... Ei, ei! ... Du weißt, immer noch mein altes Wort ... Du magst Deine siebenzehn Haare, die Dir noch bleiben, über Deine Stirne hinrichten, wie Du willst ... Du schlägst den Rappel ... ei! ei! ei!"

Girardiére beißt sich in die Lippen und erwidert: "Ich weiß nicht, ob ich gealtert habe; allein ich weiß nur, daß ich mich sehr wohl befinde und eine köstliche Gesundheit besitze."

"Ah, mein Freund, das ist die Hauptsache. Ueberdies, werden wir nicht Alle alt? gilt dieß Gesetz nicht für Jedermann? Lebt Deine Mutter noch?"

"Ja wohl, sie lebt immer noch."

"Sie muß sehr alt und gebrechlich sein."

"Doch nicht, sie ist sehr wohl auf."

"Um so besser, um so besser, aber meine Töchter haben sich seit fünf Jahren verändert! ... sie sind nicht häßlich geworden ... im Gegentheil ... kommt doch näher, daß mein Freund Girardiére seine Bekanntschaft mit euch erneuert."

Die drei Jungfern Lapoucette springen ihrem Vater zu und lächeln liebenswürdig gegen den alten Familienfreund, der mehr als einmal sie auf seinen Knien geschaufelt und ihnen Bonbons gegeben hat.

Girardiére bleibt in Bewunderung vor den jungen Mädchen stehen, deren Vater stolz ausruft: „Nicht wahr, sie sind nicht übel?“

„Diese Jungfern sind entzückend, blendend!...“

„O, entzückend! Du suchst solche Worte, deren man sich in der Welt bedient, wenn man lügen will! Sie sind hübsch, und noch mehr: sie werden gute Hausfrauen werden. Das ist meiner Ansicht nach das Wesentlichste.“

„O, mein Freund, Du hast Recht! das ist die Hauptsache... darauf muß man sehen.“

Indem Girardiére das sagte, ließ er seine grüngrauen Augen auf den drei jungen Mädchen ruhen, noch ungewiß, welcher er den Vorzug geben solle.

Der Papa nimmt seine ältere Tochter an der Hand und sagt: „Das ist Laurentia, neunzehn Jahre alt. O, das ist ein vernünftiges Mädchen; sie zankt ihre Schwestern, wenn sie nicht arbeiten... sie ist übrigens ein gutmüthiges Kind und versteht sehr gut Confekt zu machen. Erinnerst Du Dich nicht, wie schlimm sie als Kind war? Ihre Mutter wollte sie einmal peitschen, Du batest um Gnade für sie... es ist etwa sechszehn Jahre seitdem... o ja, wenigstens sechszehn Jahre.“

„Die Jungfer hat sehr viel Aehnlichkeit mit ihrer

Mutter," erwiedert Girardiére, um sich bei den Erinnerungen früherer Zeiten nicht lange aufzuhalten und auf ein anderes Gespräch einzulenken.

"Du glaubst... ich bin nicht der Meinung. Dieß da ist Anna, die muthwillige Anna, sie geht in's achtzehnte Jahr!... Erinnerst Du Dich noch: als Du hier zu Mittag aßest und sie das Gehen lernte, machte sie Dich unwillig, denn sie wollte immer auf Deinen Armen sein... Ach, damals war sie nicht so schwer."

"Die Jungfer Anna gleicht Dir. O, das bist Du... Das ist Dein Bild... sie hat sogar Deine Nase..."

"Warum nicht gar! mir, der ich ein rundes Gesicht und blutrothe Wangen habe, während Anna ein ovales Gesicht und eine blasse Farbe hat!... Ich weiß nicht, wo Du Deine Aehnlichkeiten her nimmst... Dieß da ist Cécilie, die böse Cécilie!... sie war als Kind sehr gutwillig. Vorgestern war sie fünfzehn Jahre alt... Doch Du mußt ihr Alter wissen, denn Du warst bei ihrer Taufe... Erinnerst Du Dich daran, mein Alter?"

"Du meinst, ich war..."

"Ja, ja, Du hast sogar so viel Zuckerbadwerk gegessen, daß es Dir weh wurde!... ei, sieh' nur, Girardiére, wie dieß Alles heranwächst!..."

Girardiére hält die Betrachtungen seines Freundes für sehr unnöthig und fängt immer ein neues Gespräch an.

„All' die drei Jungfern sind sehr schön; hast Du noch nicht daran gedacht, sie zu verheirathen?“

„Doch, ich denke wohl manchmal daran!... aber es ist nicht leicht, wenn man kein Vermögen mitgeben kann... Meiner Treu, es thut mir sehr Leid darum, allein ich kann meinen Kindern keines geben, denn ich habe nicht mehr, als was ich gerade zu unserm Lebensunterhalt brauche. Die Eltern, welche sich wegen ihrer Kinder von Allem entblößen, sind thöricht und bereiten sich für ihr Alter den größten Kummer. Man soll meine Töchter ihretwegen oder soll sie gar nicht nehmen, das ist Alles!“

„Man wird sie nehmen, lieber Papoucette; es werden sich Mäner zeigen, zweifle durchaus nicht daran!“

„Wir wollen uns indeß an die Tafel setzen.“

Man setzt Girardiére zwischen die Jungfern Laurentia und Anna, die zwei älteren. Die Töchter des Herrn Papoucette sind gegen den alten Freund ihres Vaters sehr zuvorkommend. Es wurde ihm die größte Freundschaft erwiesen. Der Papa schenkt ihm unaufhörlich zu trinken ein, die Mama will beständig seinen Teller füllen, Lucretia reicht ihm Salz, Anna fürchtet, die Tischfüße hindern ihn, und die kleine Cäcilie bietet ihm lächelnd Gurken oder Zwiebelchen an.

Selbst die zwei Tanten, deren jede fünfzig Jahre vorüber ist, schließen sorgfältig die Thüren hinter ihm und fragen ihn, ob er ein Schemelchen unter seine Füße wolle, ob er keinen Luftzug empfinde?

Girardiére weiß nicht, auf wen er hören soll, und sagt zu sich: „Die guten Leute!... welch' artige Familie!... die Jungfern haben zwar kein Heirathsgut, allein sie besitzen Anmuth, Liebenswürdigkeit, Talente und namentlich gute Eigenschaften... Ferner kenne ich Lapoucette, der ist ein munterer Kopf, der gemächlich lebt... er will seinen Töchtern nichts geben, aber am Ende werden sie nach seinem Tode immerhin Etwas bekommen, das kann ihnen nicht fehlen.“

Girardiére vergaß, daß er so alt als Lapoucette und daß es folglich sehr unbesonnen von ihm war, auf seine Erbschaft Hoffnungen zu gründen. Allein, wie wir am Anfang dieser wahren Geschichte gesagt haben, Theophilus Girardiére wollte bloß dreißig Jahre alt sein, er maßte sich immer an, jung zu scheinen, und glaubte am Ende selbst, er sei es; er glich hierin jenen Leuten, die das Lügen, welches ihnen zur andern Natur geworden, selbst für Wahrheit annehmen.

Die Jungfern Lapoucette waren sämmtlich sehr liebenswürdig und namentlich sehr heiter; die eine zeigte, wenn sie lachte, ihre Perlenzähne; die andere hatte Augen voll des anziehendsten Ausdrucks; die dritte endlich hatte eine so liebliche Stimme, daß man gerührt wurde, wenn man sie nur sprechen hörte.

Girardiére richtete unaufhörlich seine Blicke von der einen auf die andere dieser drei Jungfern, indem er sich selbst sagte: „Soll ich um die Ältere bitten

... die Kleine ist sehr verführerisch ... Jungfer Anna überhäuft mich mit Gefälligkeiten ... Ich komme sehr in Verlegenheit. O wenn wir in der Türkei wären, ich heirathete alle drei! ..."

"Du ißt und trinkst gar nicht," sagte Herr Lapoulette, verwundert über die Zerstreuung seines alten Freundes. "Früher liebest Du Dir es besser schmecken ... an was Teufels denkst Du denn? Du siehst an die Decke hinauf ... hast Du Zahnweh?"

"Nein, mein lieber Freund, mir fehlt es nirgends; ich versichere Dich, daß ich sehr viel esse ... Deine Töchter kommen mir so liebenswürdig vor ... Ich bin ganz entzückt."

"Das soll Dich am Essen nicht hindern ... Ah! ehemals warst Du ein so guter Tischgenosse. Erinnerst Du Dich noch, wie wir in den „guten Hammelsfüßen“ mit einander speisten ... das ist heutzutage ein sehr schöner Gasthof zu der „Burgunder Weinlese“; damals war es eine einfache Wein- und Speisewirtschaft ... wir gingen Sonntags sehr oft hin ... es ist seitdem fünfundzwanzig Jahre, ich glaube sogar siebenundzwanzig ..."

"Ich bitte noch um ein wenig Geflügel," ruft Girardiére, der sich lieber übel machen, als sich von seinem Freunde Geschichten ihrer Jugend in's Gedächtniß rufen lassen will.

Theophilus ist auf's Neue, indem er sagt: „Ausgezeichnetes Geflügel ... köstliches Thier ... sehr gut gekocht ..."

Als Lapoucette beharrlich seine alten Geschichten hervorsucht und immer wiederholt: „Es ist wenigstens siebenundzwanzig Jahre, denn ich war noch nicht verheirathet... es war wohl vorher...“

„Zu trinken... wenn's beliebt. Willst Du mir gefälligst einschenken!“ schreit Girardiére, sein Glas hinhaltend, „Dein Wein ist gut... ja, er ist sehr gut... ich bin ein Kenner davon!“

„So ist es recht! nun wachst Du auf,“ sagt Lapoucette, indem er seinem Freunde einschenkt.

Der arme Girardiére schluckt, indem er zu sich sagt: „Wenn er fortwährend von dem, was wir früher gethan, spricht, dann werde ich gewiß meinen Magen überfüllen.“

Endlich ist das Mittagessen vorüber. Man geht in den Salon. Jungfer Laurentia spielt herrlich das Piano, Anna zeigt ihre Zeichnungen, Cäcilie singt mit vielem Geschmack. Girardiére ist ganz verwundert, entzückt, und kraht sich an der Stirne, indem er sich fragt: „Aber welche soll ich wählen?... Ach Gott! wenn doch die Vielweiberei nicht verboten wäre!... Ich muß mich entschließen und zwar ohne zu zögern, denn es könnte bald ein Anderer gerade um diejenige, welche ich gewählt haben würde, freien.“

Theophilus glaubte fest, er dürfe nur wählen. Indessen hätten ihn die Körbe, welche er schon erhielt, weniger vertrauensvoll, weniger eingebildet machen sollen; allein die Erfahrung verbessert nicht

immer die Menschen; sie sind nur zu oft unverbesserlich.

Naturam expellas furca tamen usque recurret.

Nachdem Girardiére die Jungfern Lapoucette lange hin und her geprüft und betrachtet hatte, entschied er sich, aber nicht für die ältere, was wenigstens noch das Vernünftigste gewesen wäre; nein, er sagt bei sich: „Cäcilie will ich heirathen, sie ist schwärmerisch.“

Girardiére nähert sich seinem alten Freunde und sagt halblaut und mit bewegter Stimme zu ihm: „Ich möchte gerne... ich hätte große Lust zu...“

„Mein lieber Freund,“ unterbricht ihn Lapoucette, „man wird Dir sogleich ein Licht geben und das Plätzchen zeigen. Ich errathe, was Du suchst.“

„Das meine ich nicht, mein lieber Lapoucette, ich möchte einen Augenblick mit Dir reden... wir wollen ein wenig in Dein Kabinet gehen, oder in Dein Schlafzimmer, wenn Du kein Kabinet hast, oder in Dein Vorzimmer...“

„Bist Du unwohl... willst Du ein Glas Zuckerwasser? soll man Dir Thee machen?“

„Nein, nein, ich wiederhole es Dir noch einmal, daß ich mit Dir über einen sehr wichtigen Gegenstand zu sprechen wünsche, und daß ich zuerst unter uns davon schwätzen muß.“

Lapoucette, sehr erstaunt, begreift nicht, was sein alter Freund im Geheimen mit ihm zu reden hat,

nimmt ein Licht und geht mit ihm in ein anderes Zimmer. Hier sieht er ihn mit einer unruhigen Miene an und sagt: „Nun, was gibt's? will man die Procente auf zwei heruntersetzen?“

„Davon ist keine Rede. Vor Allem wünsche ich mit Dir zu reden. Höre, mein lieber Lapoucette: seitdem wir uns nicht wieder gesehen haben, hat sich Manches in mir verändert...“

„Ja, ich finde Dich auch verändert. Du hast Gänsefüße.“

„Still davon. Mach' mir das Vergnügen, mich anzuhören: Du weißt, daß ich lange Zeit etwas unbesonnen, flatterhaft war. Mit Einem Wort, das schöne Geschlecht verführte mich zu tausenderlei Thorheiten und Ausschweifungen.“

„Dessen erinnere ich mich nicht; gleichviel, mach' immer zu!“

„Nun, mein Freund, ich bin nicht mehr jene Zocconda, jener Faublas, der bloß an's Vergnügen dachte; ich bin gesetzter, vernünftiger geworden, ja, ich bin sogar sehr gesetzet.“

„Beim Henker! mit dem Alter darf man sich wohl bessern.“

„Sei so gut und höre nun meine Erklärung an. Ich will ohne Umschweife auf den Zweck losgehen, mein lieber Lapoucette. Ich wünsche zu heirathen, indem ich auf die Thorheiten des Hagestolzenlebens verzichte und von nun an mich mit meiner Frau und Kindern, die mir ohne Zweifel der Himmel schenken

wird, beschäftigen will; das muß für einen Mann die höchste Glückseligkeit sein."

"Ah, Du willst heirathen! Meiner Treu, Du thust wohl daran; es ist Zeit, daß Du daran denkst. Aber ich sehe nicht ein, warum Du ein solches Geheimniß daraus machst, es mir zu sagen."

"Du wirst es sehen, Lapoucette, Du wirst es begreifen. Ich sehe auf kein Vermögen, ich habe schon Mittel, eine Frau zu ernähren! allein ich möchte eine nehmen, die mir gefällt, der ich gefalle und..."

"Die Dir gefällt, das ist möglich, der aber Du gefällst, das wird schwieriger sein, mein alter Freund."

"Lapoucette, willst Du mich anhören? Ich habe meine Wahl getroffen: ich habe so eben die Person, welche mein Leben verschönern soll, gefunden; nun bitte ich Dich um die Hand Deiner Tochter Cécilie, der reizenden Cécilie!"

Herr Lapoucette reißt die Augen auf und betrachtet seinen Freund, indem er ausruft: „Ah bah!... sprichst Du im Ernste?"

"In vollem Ernste; gib dein Jawort und von morgen an werden wir uns mit der Heirath beschäftigen."

"Du willst eine meiner Töchter heirathen, Du, Girardiére?"

"Was ist daran so wunderbar?"

"Was wunderbar ist? Du denkst nicht daran, mein

armer Freund! . . . Du bist für meine Töchter zu alt!"

"Zu alt! Du weißt nicht, was Du sagst. Ich bin in den kräftigsten Jahren."

"Du hast wenigstens fünfzig Jahre auf Dir!"

"Das ist nicht wahr, ich bin noch nicht ganz neun- undvierzig Jahre alt."

"Und Du willst ein Mädchen von fünfzehn Jahren zur Frau nehmen . . . Du wählst gerade die jüngste . . . ach! ach! Du bist ein Narr, mein alter Freund, Du bist ein Narr!"

"Nun höre, Lapoucette, wenn Du glaubst, die kleine Cäcilie sei noch etwas zu jung, so will ich die zweite heirathen, Jungfer Anna, sie gefällt mir auch sehr."

"Aber Anna ist erst achtzehn Jahre alt! denke doch, in zehn Jahren ist sie immer noch jung und Du . . ."

"Ei, willst Du mir lieber die ältere geben, mir ist's gleichviel, ich nehme die ältere, sie gefällt mir vollkommen."

"Es scheint mir, sie gefallen Dir alle . . . Ah! ah! der arme Girardiére will mein Sohn werden."

"Ich dachte nicht, daß Du böse werden würdest, mich in Deiner Familie zu sehen," antwortet Theophilus, den Kopf mit gekränkter Miene in die Höhe richtend.

"Böse, gewiß nicht! ja, wenn Du nur fünfzehn Jahre oder zwanzig Jahre jünger wärest . . ."

„Du willst mich also nicht zum Tochtermann?“

„Ach! ich schlage Dir es nicht ab, nur kommt es mir drollig vor, daß Du um eine meiner Töchter anhältst... o, ich schlag Dir's nicht ab! ich würde mich wohl davor hüten!“

„Dieser liebe Lapoucette!“ Girardiére nahm seinen Freund an der Hand und drückte sie mit Inbrunst.

„Wenn eine meiner Töchter Dich will, so gebe ich sie Dir gerne zur Frau... aber sie werden es Dir abschlagen, mein Alter!... ah! ah! sie werden Nein! zu Dir sagen.“

„Lapoucette, sei so gut und heiße mich nicht „mein Alter“, erstens ist dieß ein sehr gemeines Wort, zweitens höre ich es nicht gene.“

„Ah! Du glaubst, meine Töchter werden Dich heirathen wollen?“

„Ich hoffe es... sie haben mir so viel Güte erzeigt, so viel Liebenswürdigkeit!“

„Weil sie in Dir einen alten Freund ihres Vaters sahen; und Du hast ihre Gefälligkeiten, ihre gute Aufnahme für Gefallsucht, für Koketterie gehalten; Du dachtest, Du habest ihre Eroberung gemacht!... Ach! mein alter Freund, ich hätte Dich für vernünftiger gehalten. Thut nichts, ich will Dich diesen Jungfern als Bewerber um ihre Hand vorstellen, und Deine Angelegenheit wird sich sogleich entscheiden.“

„Aber gib Dir nicht das Ansehen, als ob Du späsest; denke, Lapoucette, daß es mir ernst ist.“

„Sei ruhig, ich weiß gewiß, daß meine Töchter nicht über Deinen Vorschlag lachen werden, aber ich sage Dir, ich werde durch meinen Einfluß nicht auf sie einwirken; ich schwöre es Dir sogar.“

Der Familienvater kehrt mit seinem Freunde in den Salon zurück. Die drei Jungfern treiben Muthwillen und lachen vor Girardiére: die eine will ihm singen; die andere schlägt ihm vor, eine Galoppade mit ihr zu tanzen; die jüngste verlangt von ihm, daß er sie im Kreis herumdrille. Girardiére ist vor Freude entzückt. Er betrachtet seinen Freund mit einer Miene, die sagen will: Sieh', wie man mich liebt! wie man mir schmeichelt! Deine Töchter sehen mich anders an als Du, man wird mich sehr gerne heirathen.

Herr Lapoucette verlangt einen Augenblick Aufmerksamkeit und spricht mit einem sehr ernsthaften Ton: „Meine Kinder, Girardiére ist nicht bloß aus dem Grunde, um seine alten Freunde wieder zu sehen, in unser Haus zurückgekehrt; er zielt auf etwas Anderes ab... er beabsichtigt, sich mit unserer Familie inniger zu verbinden... mit einem Worte, er wünscht zu heirathen und hat mir die Ehre angethan, bei mir um eine meiner Töchter anzuhalten.“

Die drei jungen Mädchen lachen nicht mehr, blicken ihre Eltern mit Erstaunen an, betrachten sich untereinander, aber Girardiére sehen sie nicht mehr an.

Herr Lapoucette schien eine Antwort von seinen

Kindern zu erwarten, allein alle bewährten ein düsteres Stillschweigen; die Anrede ihres Vaters erstarrte sie. Endlich ruft nach einigen Augenblicken die jüngste aus: „Ah! dieß Alles ist zum Lachen... ich weiß gewiß, daß es ein Scherz ist... Papa und der Herr waren im andern Zimmer, wo sie ein Complot gemacht haben, um uns zu fangen. Herr Girardiére will sich nicht verheirathen... mit uns schon gar nicht.“

„Meine Jungfer,“ sagt Girardiére, eine akademische Stellung annehmend, „ich schwöre Ihnen, daß Ihr Herr Vater die Wahrheit gesprochen hat. Sie sind alle drei liebenswürdig... und da es schwer für mich wäre, meine Wahl zu bestimmen, so werde ich diejenige von Ihnen zur Frau nehmen, welche die Güte haben wird, meine Hand anzunehmen; ich nehme sie blindlings an.“

„Ah! gut, ich will nichts davon, nie!“ schrie die kleine Cécilie, indem sie den Mund komisch verzog.

Girardiére beißt sich in die Lippen und ordnet seine Haarlocken zusammen, seine Blicke nach den älteren richtend, während Herr Lapoucette die jüngste fragt: „Aus welchem Grunde, Cécilie, willst Du meinen Freund Girardiére nicht heirathen?“

„Ah! Papa... weil ich einen Mann, der mein Großvater sein könnte, nicht zum Gemahl will.“

Girardiére macht einen Satz auf seinem Sessel

und sucht zu lachen, indem er murmelt: „Ah! ah! mein Jungferchen scherzt!“

Herr Lapoucette bietet Allem auf, seine Ernsthaftigkeit zu erhalten und erwiedert: „Dein Großvater ... mein Töchterchen ... Du täuschest Dich ... dieß ist nicht buchstäblich zu nehmen ... mit einem Wort, Du willst Girardiére nicht heirathen; nun zu einer andern. Anna, gefällt Dir das Ansuchen meines Freundes? Antworte, meine Tochter!“

Jungfer Anna senkt die Augen und antwortet in einem bescheidenen Tone, aber auf ihre Worte Nachdruck legend: „Herr Girardiére ist sehr gütig, daß er mich heirathen will ... allein dieß ist nicht möglich, weil ich für ihn zu jung bin.“

„Das ist eine bessere Antwort,“ sagt Lapoucette, während Girardiére, durch diesen zweiten Korb bestürzt, verstohlene Blicke auf die älteste der drei Jungfern richtet.

„Nun ist die Reihe an Dir, Laurentia!“ fährt Herr Lapoucette fort, „willst Du die Frau meines Freundes Girardiére werden? Sprich offen; wenn er Dir gefällt, so werde ich mit größtem Vergnügen euch verbinden.“

Jungfer Laurentia antwortet in einem sehr trockenen Tone:

„Hört einmal! Ich den Herrn heirathen! Würde der Herr mit mir tanzen, spazieren auf's Land gehen? Ich muß mich mit meinem Mann belustigen, mit ihm lachen können. Herr Girardiére ist wirk-

lich sehr liebenswürdig, allein ich will einen Mann meines Alters ungefähr, sonst bleibe ich lieber ledig."

"Es thut mir sehr leid, mein lieber Freund," sagt Lapoucette, indem er Girardiére mit einer höhnisch lächelnden Miene anschaut, "aber Du bist abgewiesen... Du siehst, daß die Antworten einstimmig sind. Wenn es Dir indessen durchaus daran liegt, in meine Familie einzutreten, so nehme eine meiner Schwestern... die jüngste ist zweiundfünfzig Jahre alt, aber sie ist noch sehr gut erhalten."

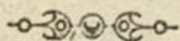
"Schön Dank, ich bin Dir sehr verbunden!" erwidert Girardiére, indem er zu lachen sich bemüht, um seinen Aerger zu verbergen.

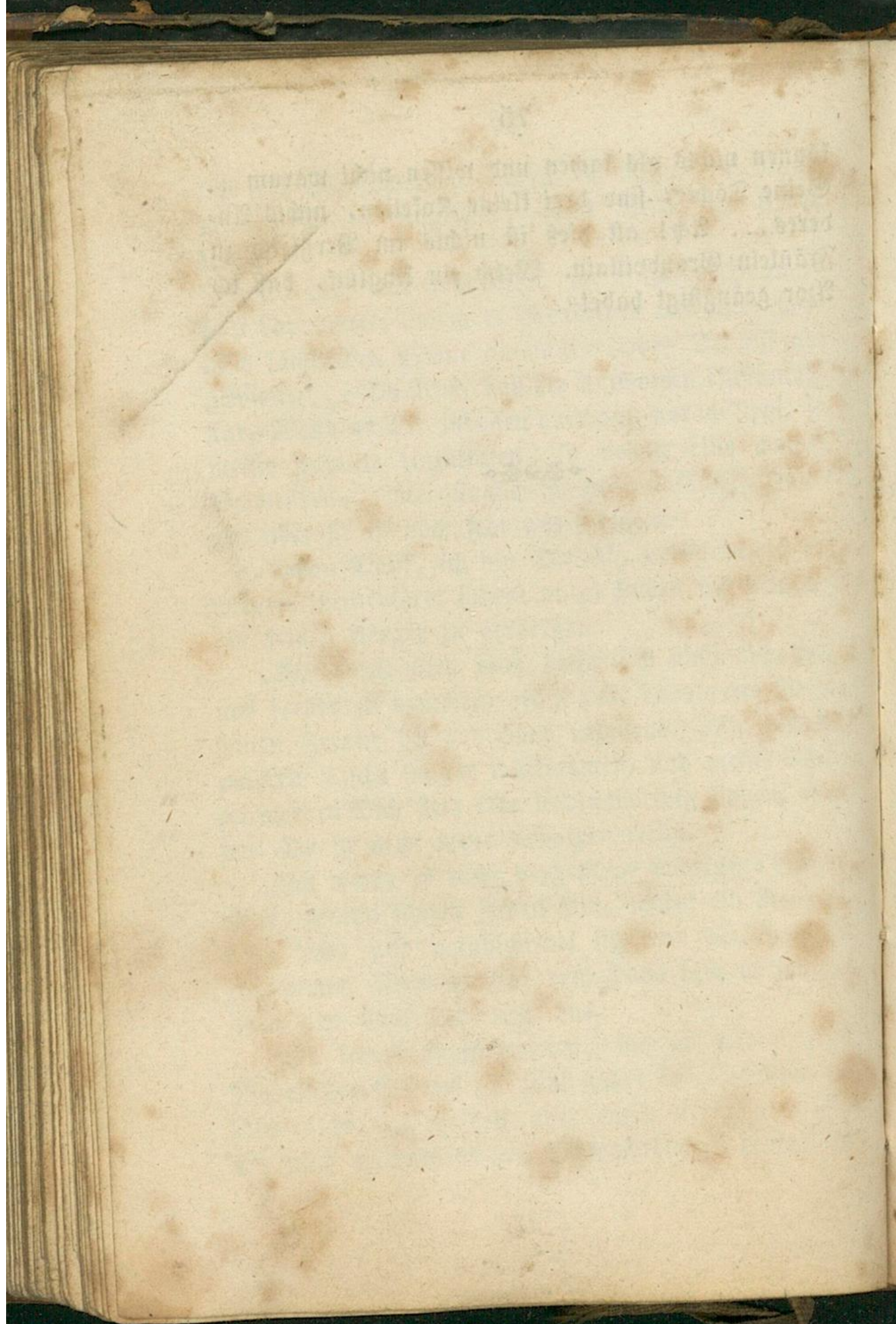
"Alles dieß wird Dich hoffentlich nicht abhalten, uns ferner zu besuchen," fügt Herr Lapoucette hinzu, seinen Freund bei der Hand nehmend. "Du bist an unserem Tische immer willkommen, und meine Töchter werden Dich stets sehr liebenswürdig finden, wofern Du sie nicht mehr heirathen willst."

"Ich werde es nicht vergessen," entgegnet Girardiére, nimmt schnell seinen Hut, schüßt ein Rendezvous vor, und verabschiedet sich von der Familie Lapoucette. Draußen vor dem Haus läßt er seinem Zorn den Lauf und ruft aus:

"Du kannst lange warten, bis ich wieder zum Mittagessen komme!... fünf Jahre lang besuchte ich Dich nicht, es werden aber mehr verfließen, ehe Du mich wiedersehst... Schwachköpfige Leute! sie

können nichts als lachen und wissen nicht warum...
Seine Töchter sind drei kleine Kofetten, nichts An-
deres... Ach! all dieß ist nichts im Vergleich zu
Fräulein Grandvillain. Welch ein Unglück, daß ich
Azor geängstigt habe!"



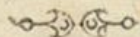


Ein
Ghestands-Candidat
oder
Herr Fractin.

Von
Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet
von
Dr. Heinrich Elsner.

Zweiter Theil.



Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler
1845.

Geometriae

liber primus

Geometriae

liber secundus

Geometriae

liber tertius

liber quartus

Erstes Kapitel.

Zu dumm.

Herr Girardiére hielt sich nicht für besiegt. Er beschuldigte immer das Schicksal, das Verhängniß, welches von seiner zartesten Jugend an ihm entgegen gewesen war, wenn er über eine Schöne triumphiren wollte. Dieses arme Schicksal muß viel leiden: in den Augenblicken unseres Aergers, in Unglücksfällen, bei den Niederlagen, welche unsere Eigenliebe erleidet, werfen wir die Schuld auf dasselbe; anstatt, daß wir uns selbst frei gestehen, daß wir einen dummen Streich gemacht haben, daß wir uns gegen den Takt und die Gewandtheit verfehlt haben, machen wir lieber einen bittern Ausfall gegen dieses Schicksal, welches an unserem Unglück gewiß am unschuldigsten ist; wir erinnern uns nie jener Worte des heiligen Gregors, die jedem Herzen eingeprägt sein sollten: „Wenn Dir ein Unglück begegnet, so forsche wohl nach und Du wirst sehen, daß es immer ein wenig Deine Schuld ist.“

Theophilus Girardiére, der kluger Weise sich vornahm, nicht mehr dem Schicksal, das ihn verschmäht, zu trauen, sagt zu sich selbst: „Warum soll ich auf die Schönheit sehen? die Schönheit vergeht; ein Zu-

fall, ein Unglück, eine Krankheit können ein Gesicht plötzlich ändern... das sieht man alle Tage; sogar Frauenzimmer, welche eingimpft waren, bekommen die Pocken! Man darf also die Reize des Gesichts nicht hoch achten. In der Seele, im Geiste, im Herzen muß man dauernde Schönheiten suchen, denn das Herz, die Seele, der Geist bleiben unveränderlich."

Dieser arme Theophilus Girardiére täuschte sich abermals, indem er sich einbildet, der Geist bleibe unveränderlich; er hat sein Zeitalter nicht studirt, er las nicht in den Zeitungen, sprach nicht über Politik, sonst hätte er gefunden, daß es nichts Veränderlicheres, nichts Launenhafteres gibt, als den Geist! Wie viele unserer größten Genies schreiben heute so, morgen anders! wie viele Advokaten rechten für und wider! wie viele Schriftsteller sind heute lustig, morgen traurig und übermorgen abgeschmackt! Ein Frauenzimmer kann folglich liebenswürdig sein, so lange sie der Gegenstand all unserer Aufmerksamkeit ist, so lange wir uns um einen Blick von ihr als um eine Gunst bewerben; aber dieses nämliche Frauenzimmer kann sehr widerwärtig, höchst langweilig werden, wenn wir uns nicht mehr mit ihr beschäftigen: ein Nichts erzürnt sie, der geringste Widerspruch entlockt ihrem Munde bitterböse Worte, Klagen, Beschuldigungen... O! trauet dem Geiste eines Frauenzimmers nicht, wenn es kein gutes Gemüth hat, welches ihn leitet.

Oder glauben Sie, auf das Herz zählen zu können?... Gibt es aber etwas, das uns mehr verräth

und betrügt, als das Herz? ... Oft sind wir gar nicht Herr darüber; wir glauben es zu regieren, während es uns beherrscht. Wenn wir glauben, es Jemand aufrichtig geschenkt zu haben, werden wir nicht ganz überrascht, an einem schönen Morgen wahrzunehmen, daß es sich einem andern Gegenstande hingegeben hat! Wenn wir auf seine Beständigkeit zählen, so läßt es uns im Stich; wenn wir es für kalt halten, so entflammt es sich; wenn wir ihm Stillschweigen gebieten, so spricht es uns zum Troße unaufhörlich; deßhalb darf man auch nicht auf das Herz bauen. Nun bleibt uns noch die Seele, welche Jeder auf seine Art definirt: Crasistratus setzt sie in das Häutchen, welches das Hirn umhüllt; Hypokrates in die linke Herzkammer; Epikur und Aristoteles behaupten, sie befinde sich im ganzen Körper; Empidokles und Moses glauben sie im Blute; Strabo sucht sie zwischen den beiden Augenbrauen; Plato vertheilt sie in drei Theile: die Vernunft in das Hirn, den Zorn in die Brust und die Wollust in die Eingeweide. Die Griechen haben sich mit der Seele hauptsächlich beschäftigt. Parmenides hält sie für Feuer; Anaximander für Wasser; Zeno setzt sie aus der Quintessenz der vier Elemente zusammen; Heraklit sieht in ihr bloß das Licht; Xenokrates eine Zahl; Thales eine immer thätige Substanz, und Aristoteles eine Vollkommenheit; endlich erkennen wir nach dem Dichter Mallebranche unsere Seele bloß durch das Gewissen! Deßhalb können vielleicht so viele Leute nicht zur Erkenntniß der Seele gelangen.

Girardiére sucht eine Jungfrau oder eine Wittwe, die Geist hat. Er denkt bei sich: Ein geistvolles Frauenzimmer wird mich nicht abweisen. Alle jene Personen, welche mein Ansuchen zurückgewiesen haben, sind Narren, von Frau Grandvillain an, welche in der Dummheit ihren Hund mir vorzog. Ich will mich an Jemand wenden, der mich zu schätzen weiß, und, wie meine verehrungswürdige Mutter sagt, meinen Eigenschaften, meinem artigen Benehmen Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Theophilus erinnert sich, daß er sich früher bei Frau von Berlinguerie in einer Abendunterhaltung befand und daß diese eine Tochter Namens Arabella hatte. Diese junge Person verrieth sich schon frühzeitig als ein Wunderkind, als eine zehnte Muse, eine Sappho, oder wenigstens als eine Scuderi. In ihrem sechsten Jahre hatte sie auf das Namensfest ihres Vaters einen Glückwunsch ohne den Buchstaben a verfaßt, im folgenden Jahre hatte sie für ihre Frau Mutter einen gleichen ohne o gemacht, und richtete sehr liebenswürdige Worte ohne u an ihren Taufpathen. Nach all dem glaubte man, sie bringe es im Sprechen noch so weit, daß sie gar keinen Buchstaben mehr brauche, was eine sehr außerordentliche Person aus ihr gemacht haben würde, unerachtet sich in Paris ein Modehändler befindet, der sich etwa ebenso ausdrückt.

Girardiére sagte zu sich: „Seit vier oder fünf Jahren, während deren ich Fräulein Arabella von Berlinguerie nicht gesehen habe, hat ihr Geist sich

nur vollkommener ausbilden und verschönern müssen. Wie gut werden wir uns mit einander verstehen!... Ich bin nicht dumm, im Gegentheil sogar ziemlich gelehrt ... ich, der ich in meinem Knabenalter meine Magd, die arme Turloure, lateinisch lehren wollte!... Wenn Fräulein Arabella die Rhetorik und schönwissenschaftliche Studien durchmachen will, so bin ich vollkommen der Mann, den sie nöthig hat."

An einem Abend macht Girardiére seine Toilette noch viel sorgfältiger als gewöhnlich, denn er erinnert sich, daß bei Frau von Berlinguerie immer ein ziemlich steifer Ton herrschte, und schlägt seinen Weg nach dem Marais ein. Die Familie des Fräuleins Arabella wohnt in der Straße der Trois-Pavillons. Sie besteht erstens in dem Herrn von Berlinguerie: einem kleinen Greis von siebenzig Jahren, welcher den größten Theil seines Lebens mit Verfassen und Auflösen der Worträthsel zugebracht hat; ferner in der Mutter Arabellens: einer Frau von so kleinem Wuchs, daß ihr Mann neben ihr noch groß scheint. Ihr mageres, aber sehr ausdrucksvolles Gesicht, ihre falben Augen, die wie Karfunkel glänzen, die außerordentliche Beweglichkeit ihrer Züge endlich geben ihr das Aussehen einer jener kleinen Feen, welche leicht aus einer Komode herauschlüpfen und in einen Kürbiß sich verstecken können. Dabei hat Frau von Berlinguerie, selbst wenn sie in ihren Gemächern auf und ab geht, beständig einen Stoß mit einem elfenbeinernen Knopf in der Hand, der eben so groß als ein Billardstoß ist, womit sie in ungeduldigen

Augenblicken auf den getäfelten Stubenboden klopft. Sie dürfen sich nicht wundern, daß Herr von Berlinguerie, ein von Natur sehr friedliebender Mann, sich mitten in seinen Sätzen nicht unterbrechen läßt und den Faden seines Gesprächs nicht verliert, wenn er den furchtbaren Stoß hört, dessen Beschlag auf dem Fußboden widerhallt. Arabella war die erste Frucht dieser so gut zusammengepaßten Verbindung gewesen; diese junge Person, welche eben ihr dreiundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, war größer als ihr Vater und ihre Mutter senkrecht auf einander gestellt (was die Beduinen eine menschliche Pyramide nennen): Fräulein Arabella maß fünf Fuß sechs bis sieben Zoll; ihre Nase stand in gleichem Verhältniß zu ihrer Größe, was sie beim Küssen sehr geniren mußte; ihre Gesichtsfarbe war orangengelb; ihr Hals glich dem eines Straußen, ihr Gang dem eines Giraffen; sie war ungeheuer mager: bei der geringsten Bewegung, die sie machte, mußte man befürchten, sie breche ein Glied. Kurz, Alles war an diesem Fräulein zugespitzt, vom Knie bis zum Ellenbogen, von ihrer Nase bis zu ihrem Geist. Die glücklichen Anlagen, welche sie in ihrer Kindheit gezeigt hatte, hatten sich ansehnlich entwickelt. In der Wirklichkeit brauchte sie die Buchstaben o und a beim Sprechen, allein wie sie sie aussprach!

Indessen war Arabella nicht die einzige Frucht der Ehe ihrer ehrwürdigen Eltern: es war ihnen auch ein Sohn, aber zehn Jahre später geboren. Dieser Knabe, den man für berufen hielt, seine

Schwester nachzuahmen oder vielleicht zu übertreffen, hieß Phileosinus. Kaum konnte er einige Worte stammeln, so wollte ihn seine Schwester lehren, sich mit Zierlichkeit auszudrücken, seine Mutter, nanan ohne a zu sagen, und sein Vater Räthsel aufzulösen. Der kleine Phileosinus zeigte sich bei Allem, worin man ihn unterrichten wollte, sehr widerspenstig: er schien keinen Geschmack an den schönen Redensarten seiner Schwester zu finden; er verlangte zu essen oder zu trinken wie ein niedriger Bettler und begriff nicht einmal, was eine Charade ist. Die Familie von Berlinguerie hielt es für Eigensinn; sie bestand darauf, der kleine Phileosinus wäre ein Genie, und man quälte den kleinen Knaben dergestalt, daß er im Alter von acht Jahren ganz blödsinnig war. Aber die Familie behauptete trotz dem, das Kind sei begeistert, und man gab sich das Ansehen, es zu glauben, weil man in der gebildeten Welt zu höflich ist, als daß man widerspricht.

In dieser Familie will der arme Theophilus Girardiére eine Gattin sich holen; Andere hätten dieß für einen Akt der Verzweiflung gehalten, aber er, der Alles lieb und schön findet, überzeugt sich zum Voraus, daß seine Verbindung mit der geistreichen Arabella das Glück seines Lebens begründen werde.

Die Familie von Berlinguerie wohnt in einem alten Haus, dessen durch die Zeit geschwärzte Mauern beinahe mit denen des Hôtels Clury wetteifern können. Ein großes Thor geht in einen ungeheuern Hof, dessen Pflaster dicht mit Gras überwachsen ist.

Der Thorwärter wohnt ganz im Hintergrunde des Hofes, so daß man, wenn die Person, welche man besuchen will, ausgegangen ist, nichts desto weniger den Hof in seiner ganzen Länge zwei Mal zu überschreiten hat, um sich davon zu überzeugen. Dieß ist namentlich sehr angenehm, wenn es regnet und wenn man keinen Regenschirm hat — gute Einrichtungen unserer Vorfahren, welche die Liebhaber des gothischen Styls sehr ungern aus der Mode kommen sehen.

Girardiére steigt aus dem Cabriolet, denn er wollte nicht zu Fuße gehen, weil es regnet, das Pflaster schmutzig ist und er fürchtet, seine Schuhe könnten den Glanz verlieren. Er bezahlt den Kutscher, klopft an die Hausthüre, die erst nach langer Zeit geöffnet wird, und wird daher nicht wenig durchnäßt. Endlich rollt die große Thüre in ihren Angeln auf; er schließt sie wieder zu und da er nicht weiß, wo sich der Thorwärter befindet, indem er das erste Mal in dieses Haus kommt, wo die Familie von Berlinguerie erst seit drei Jahren wohnt, sieht er sich nach allen Seiten um, und da er Niemand bemerkt, befürchtet er, er habe sich getäuscht. Zufällig geht er auf eine niedere kleine Thüre zu, die er links gewahr wird, nähert sich, ruft, erhält aber keine Antwort. Er zieht die Thüre an sich: Alles ist dunkel und still; er geht einige Schritte vor, glitscht mit dem Fuße aus, fällt, rutscht mehrere Schritte vorwärts und merkt endlich, daß er den Weg nach dem Keller eingeschlagen hat. Girardiére steht fluchend und tobend auf und geht in den Hof zurück. Es regnet viel

stärker; unser Heirathslustiger ist sehr böse gelaunt. Das Pflaster des Hofes, mit Gras fast ganz überwachsen, ist äußerst schlüpfrig und trotz des Regengusses muß man sehr vorsichtig und langsam gehen, um nicht abermals zu fallen. Girardiére bleibt mitten im Hofe stehen und sagt zu sich selbst: „Welch' sonderbares Haus!... es gleicht dem Schlosse in dem Märchen von „der Schönen und der Einfältigen“... man würde nie vermuthen, daß man in Paris ist, so traurig ist es hier. Wo, in Teufels Namen, ist denn der Portier dieses Hauses versteckt? Ah! ich glaube, ich sehe ein Licht, wenn es kein Irrlicht ist. Seitdem ich in einen Keller gefallen bin, kommt mir in diesem Hause Alles verdächtig vor... Nun vorwärts, aber aufgepaßt!“

Girardiére geht auf das Lichtchen zu. Endlich gelangt er an ein Gebäude, klopft an eine eingeräucherte kleine Glasscheibe, woraus eine raube Stimme ihm zuschreit: „Was machen Sie denn seit einer halben Stunde, wo ich Ihnen die Thüre geöffnet habe, im Hofe? Was ist das für eine Art, an den Häusern zu klopfen und sich dann im Keller zu verstecken?“

„Sich im Keller verstecken!“ erwiedert Girardiére, indem er in das Stübchen tritt, um sich vor dem Regen zu schützen; „beim Henker, Portier, Sie kommen mir sehr lächerlich vor... ich bin in den Keller gefallen... wo ich selbst mein Leben in Gefahr setzen konnte; wenn man in seinem Hause solche Fallen hat, so muß man zur Vorsicht Laternen brennen

lassen, die den Personen, welche die Miethsleute besuchen, leuchten. Ich habe meine Kniee aufgefallen, das ist sehr unangenehm; nun muß ich hinkend meine Aufwartung machen!... Sagen Sie mir vor allen Dingen, ob Herr und Frau von Berlinguerie bei Ihnen wohnen?"

„Ah! Sie wollen Frau von Berlinguerie besuchen,“ sagt der Thorwärter in einem höflicheren Tone; „o! das ist etwas Anderes, verzeihen Sie mir doch meine Unachtsamkeit; Sie wissen wohl, in dem Marais-Quartier gibt es eine Menge Spitzbuben, welche des Abends alle Thorwärter teuflisch beunruhigen! Diese Schlingel wissen nicht, welche Streiche sie uns spielen, welche Unverschämtheit sie uns anthun sollen! Zuerst klopfen sie an die Hausthüre: wir öffnen, allein Niemand tritt ein, dann müssen wir aufstehen und hinausgehen, um die Thüre zu schließen; ein ander Mal treten sie herein, aber bloß um in dem Hof sich in Schmähworten auszulassen: wir müssen abermals hinausgehen, um sie fortzujagen. Wir springen mit einer Peitsche ihnen nach; wenn wir sie aber in unserer Hand glauben, flüchten sie sich und lachen uns in's Gesicht hinein aus. Solche Schlingel werden gewiß einmal auf dem Schaffot sterben. Ein ander Mal..."

„Es ist genug, Thorwärter, Sie werden mir ein anderes Mal mehr sagen. Ist diesen Abend bei Herrn von Berlinguerie Gesellschaft?"

„Aufzuwarten! o ja, heute hat es viele Leute, es ist ihr Gesellschaftstag. Vier Personen sind hinauf-

gegangen, worunter eine Dame mit ihrer Zauberlaterne, welche, wie ich glaube, die Kraft besitzt, den kleinen Herrn Phileosinus zu unterhalten: das ist, wie Sie wissen, der kleine junge Mensch, der Bruder des Fräuleins, welcher, wie man versichert, begeistert ist. Dieser arme Knabe! ich weiß nicht, was ihn so begeistern kann; er bringt seine Zeit mit Tollheiten, die er in diesem Hofe verübt, zu: er läßt Wassereimer in den Brunnen fallen, wirft Steine in die Fenster, streckt gegen Jedermann seine Zunge heraus..."

"Sehr gut, Portier, nun bin ich etwas reinlicher und kann meine Aufwartung machen. Wo wohnt Frau von Berlinguerie?"

"Im zweiten Stockwerk, links; es ist ein Hirschhorn am Glockenzug."

"Gut, das Hirschhorn wird mir den Weg weisen."

Theophilus Girardiére geht die Stiege hinauf und kommt im zweiten Stockwerk an, nachdem er der Familie von Berlinguerie bereits durch zwei Pfliffe angemeldet wurde. Unser Ehestands-Candidat sieht das Hirschhorn, welches die Quaste am Glockenzuge ersetzt und zieht mit einer geheimnißvollen Bewegung daran, indem er zu sich selbst sagt: „Drollige Erfindung, ein Hirschhorn vor seine Thüre zu hängen! Wenn ich verheirathet sein werde, so werde ich eine Quaste anbringen, welche einem Horn doch bei weitem vorzuziehen ist."

Man öffnet sogleich; Girardiére tritt in ein sehr geräumiges Gemach, das übrigens sehr sparsam möblirt ist. In dem Vorzimmer befindet sich gar

nichts; im Speisesaal stehen zwei Stühle ohne Lehnen; in dem Zimmer des Herrn, durch das man in den Salon gelangt, sieht man bloß einen alten Schreibtisch und zwei Lehnstessel; endlich im Salon, wohin Girardiére sich ohne Zögern begibt, sind außer einem alten Kanapee bloß für etwa fünfzehn Personen Sessel. Girardiére sagt beim Wahrnehmen dieser wenigen Möbeln zu sich: „Die geistreichen Personen legen auf die Luxusgegenstände wenig Gewicht und begnügen sich mit dem durchaus Nöthigen. Um so besser: Fräulein Arabella ist daher sehr haushälterisch, das gefällt mir vollkommen; nun will ich mich mit Anstand vorstellen und auf eine geistreiche Art mich auszudrücken suchen!“

Als Theophil in den Saal eintrat, saß die ganze Gesellschaft im Halbkreis herum. Herr von Berlinguerie, in einem alten Lehnstessel versteckt, war eben im Begriff, der Gesellschaft ein selbstverfaßtes Räthsel aufzugeben. Seine Frau Gemahlin saß auf dem Kanapee und stützte auf den furchtbaren Stoc ihre linke Hand. Eine alte Dame, mit buhlerischem Prunke angekleidet, saß neben ihr und hatte ein Zauberlaternehen von Blech auf den Knien, welches sie mit Wohlgefallen betrachtete. Die herrliche Arabella saß ein wenig entfernter, ihre Blicke ruhten auf der ganzen Gesellschaft, deren Huldigung sie zu erwarten schien. Unmittelbar hinter dem Kanapee saßen drei Herren auf Sesseln. Der erste, etwa sechszig Jahre alt, eine ernsthafteste, lange Person, hielt in der Hand eine Ruthe, Nach diesem Herrn kam ein

junger Mann, der beständig auf's Gutmüthigste lachte, mit einer religiösen Aufmerksamkeit zuhörte, den Hals zu Herrn von Berlinguerie hinbog, die Augen wie Vottokugeln herumdrehte und höchlichst erfreut schien, sich in so guter Gesellschaft zu befinden. Dieser junge Mensch, der höchstens neunzehn Jahre alt sein konnte, trug einen abgetragenen haselnußbraunen Frack, dessen Ärmel vier Zoll von der Hand zurückstanden, und eben so kurze Hosen, die er immer hinunterziehen mußte, um den Schein, als trage er kurze Beinkleider, zu entfernen. Bei all dem aber zeigte dieser Jüngling einen sehr guten Anstand. Auf diesen endlich folgte ein dicker Papa von mittlerem Alter, mit einem kupferrothen Gesichte, dessen ganzes Wesen einen über seine gesellschaftliche Lage beglückten Mann verräth. Er hörte mit viel weniger Aufmerksamkeit zu, schloß manchmal die Augen, öffnete sie von Zeit zu Zeit wieder und rieb sie lebhaft, besonders wenn er seinen Nachbarn, dessen ernsthafter Blick ihn wegen seiner Schlaffucht zu tadeln schien, husten hörte.

Der kleine Phileosinus befand sich nicht in dem Kreis: er lag in einer Ecke des Salons auf dem Boden, baute zu seiner Unterhaltung aus Karten Schlösser, lachte alle Augenblicke wie ein Tölpel, wälzte sich dann bis zum Kanapee hin, und zog die Personen, die darauf saßen, an den Füßen.

Theophils Ankunft unterbricht den Herrn des Hauses gar nicht; man begnügt sich, den Ankömmling mit

ernster Würde zu grüßen, weist ihm einen Stuhl an und fährt in der Befertigung des Räthsels, der gewöhnlichen Erholung bei Arabellens Eltern, fort. Theophilus muß sich nun setzen und wie die Andern zuhören; er gibt aber sehr wenig Acht auf das Räthsel und schaut ohne Unterlaß die Tochter des Hauses an, welche er schon lange nicht mehr gesehen hatte und die ihm auffallend groß vorkommt. Er schließt hieraus, daß Fräulein von Berlinguerie sehr viel Stoff zu ihren Kleidern braucht, allein diese merkantilische Rücksichten halten ihn doch nicht von seinem Vorsatze ab, und da er sich mit Gewalt von der Schönheit dieser Person überzeugen wollte, fand er endlich eine entfernte Aehnlichkeit derselben mit der keuschen Venus. Nachdem Herr von Berlinguerie sein Räthsel beendigt hatte, bleiben die Anwesenden einige Augenblicke in tiefes Stillschweigen versenkt. Jeder sucht das rechte Wort oder wird wenigstens dafür angesehen, als ob er es suche. Der Schulmeister hustet, reibt sich die Stirne, schnäuzt sich, kratzt sich hinter den Ohren und ruft endlich aus: „Abends kann ich nie gut rathen, aber morgen früh beim Erwachen werde ich es gewiß finden.“ Der Jüngling verdreht verstimmt seine Augen, zieht an seinen Ärmeln, an seinen Hosen und sagt: „Das Wort ist Senf oder Essig!“ worauf Fräulein Arabella entgegnet: „O, Sie haben weit gefehlt.“ Als man an den dicken Herrn kommt, mußte man ihm die nämliche Frage drei Mal wiederholen, bis er die Augen, die er beharrlich zumachte, öffnete; beim Aufschauen murmelte

er: „Das Wort, ich träumte davon, ich versichere Sie, ich träumte davon.“ Die Reihe kommt nun an Theophilus; ganz überrascht über die Frage, ob er das Räthsel errathen habe, sagt er naiv: „Es würde mir sehr schwer sein, Ihre Charade zu errathen, denn ich gestehe Ihnen, daß ich nicht aufgepaßt habe.“ Mit dieser Antwort begnügte sich aber die ehrenwerthe Gesellschaft durchaus nicht, und die Mutter Arabellens, mit ihrem Stock auf den Boden klopfend, sagt sehr beißend zu Theophilus: „Woran denken Sie denn, wenn Sie nicht auf unsere Reden hören? Aus welchem Grunde haben wir denn das Glück, nach so langer Zeit Sie wieder in unserer Mitte zu sehen?“

Theophilus erröthet über seine Verlegenheit; er will nicht vor Jedermann seinen Heirathsantrag stellen und murmelt mit gesenktem Blicke: „Später, Frau von Berlinguerie, werde ich die Ehre haben, mich näher zu erklären; überhaupt war ich nie, gar nie in den Räthseln und Logogryphen bewandert; hiezu gehört eine gewisse Geschicklichkeit, die mir nicht eigen ist.“

Frau von Berlinguerie sieht ihren Gemahl an, dieser schaut auf seine Tochter, und Arabella kann sich nicht enthalten, die Achseln zu zucken und sich in die Lippen zu beißen, die sehr viel sagen zu wollen scheinen. Bald darauf wendet sie sich zu der Gesellschaft mit den Worten: „Ich will Ihnen einige Charaden von mir vorsagen; wenn es sich nicht zu lange verzögert, so wollen wir die Abendunterhaltung mit

Reimen beschließen.“ Die Gesellschaft bezeugt ihre volle Zufriedenheit über dieses neue Vergnügen. Die Dame, welche die Zauberlaterne auf ihrem Schooße hält, ist die einzige, welche sich widersetzen will; die neben ihr stehenden farbigen Gläser lebhaft umwendend, sagt sie: „Ich hätte geglaubt, man würde, um den kleinen Phileosinus zu zerstreuen, sich das Vergnügen machen, zu . . .“

Frau von Berlinguerie läßt diese Dame nicht ausreden und unterbricht sie mit den Worten: „Mein Sohn spielt; er unterhält sich sehr gut in diesem Augenblick, und ich halte es für besser, das Schauspiel der Zauberlaterne auf ein anderes Mal zu verschieben. Arabella, sag' uns Deine Charaden, wir sind ganz Ohr.“ Arabella erfüllt den Willen ihrer Mutter und macht für die Gesellschaft eine Charade. Jedes hört aufmerksam zu oder stellt sich wenigstens so. Girardiére allein, von seinen Heirathsplänen ganz eingenommen, ist zum Räthselauflösen nicht aufgelegt, und wenn das Fräulein ihn fragt: „Nun, was ist mein Erstes, mein Zweites, mein Ganzes?“ erwiedert Theophilus: „Ihr Ganzes, Fräulein? ach! 's ist sonderbar, ich komme nicht darauf; ich gestehe Ihnen, ich konnte Ihr Ganzes nicht fassen.“

Man vernimmt in dem Salon ein mißbilligendes Murren und würdigt Girardiére keines Blickes und keines Wortes mehr. Die geistreichen Unterhaltungen, welche man bei Herrn von Berlinguerie genießt, dauern nie über halb zehn Uhr, um welche Zeit sich die ganze Gesellschaft erhebt und sich verabschiedet. Theo-

philus folgt den Andern nicht, sondern bleibt zurück, nähert sich verlegen Arabellens Vater und bittet ihn einen Augenblick auf ein Wort allein.

Der alte Herr glaubt, es handle sich von einem Räthsel, das man ihm aufgeben wolle, führt Girardiére in sein Kabinet, wo dieser, nach seiner gewöhnlichen Vorrede, ihn um die Hand seiner Tochter bittet. Herr von Berlinguerie, in seiner Hoffnung sehr getäuscht, war auf etwas ganz Anderes gefaßt und entgegnet ihm trocken: „Sie halten um meine Tochter an! das geht mich nichts an; übrigens will ich mit meiner Frau reden. Wollen Sie morgen wieder kommen, dann werde ich Ihnen die Antwort dieser Damen mittheilen.“

Girardiére entfernt sich ziemlich mißvergnügt über die gefundene Aufnahme. Er ist sehr böse, daß er das Räthsel von Fräulein Arabella nicht errathen konnte, und besinnt sich die ganze Nacht über dessen Auflösung. Am folgenden Tag kehrt er in die Straße der Trois-Pavillons zurück. Dieß Mal verirrt er sich nicht im Hofe, noch fällt er in den Keller; er begibt sich geraden Wegs zu Herrn von Berlinguerie, den er allein antrifft. Theophilus, äußerst begierig auf eine Antwort, fragt sogleich den alten Herrn, der ihm sehr trocken erwiedert: „Sie sind abgewiesen, mein lieber Freund!“

„Abgewiesen!“ ruft Girardiére aus; „darf ich auch wissen, aus welchem Grunde?“

„Bloß aus Einem Grunde, den ich Ihnen nicht gerne mittheilen möchte.“

„Ich bestehe darauf, ihn zu erfahren.“

„Nun, mein Lieber, meine Tochter weist Sie ab, weil Sie ihr zu dumm vorkommen.“

Girardiére will nichts mehr hören, drückt seinen Hut über's Gesicht herein und entfernt sich, indem er sagt: „Ich will doch lieber so sein, wie ich bin, als begeistert wie Ihr Herr Sohn.“

Zweites Kapitel.

Bei dem Gastwirth.

Ich will Ihnen nicht alle Heirathsanfragen, welche auf die der Fräuleins Grandvillain, Duhaucourt, Belleville und Lapoucette folgten, aufführen, sondern ich begnüge mich damit, Ihnen zu sagen, daß alle keinen glücklicheren Erfolg hatten; indessen hatte sich Girardiére gebessert und hielt endlich um sechsunddreißigjährige Jungfern, Wittfrauen, selbst um alte Damen an, allein ein geheimes Unglück schien ihn zu verfolgen, und noch war er Junggeselle. Die Zeit verfloß, er hatte sein neunundvierzigstes Jahr erreicht und trat in sein fünfzigstes.

Er alterte auch schneller wegen des Kummer's, den ihm die unaufhörlichen Körbe verursachten. Er verlor Farbe und Appetit und seine letzten Haare. Er war beständig mürrisch und konnte kein hübsches Frauenzimmer mehr wahrnehmen, ohne Grimassen zu schneiden und zu sich selbst zu sagen: „Das wäre wieder Eine für mich!“

Wenn er neben seiner alten Mutter saß und tiefe Seufzer ausstieß, sagte sie zu ihm: „Mein Söhnchen, glaube mir... eile nicht mit dem Heirathen! Du hast wohl noch Zeit... mit Deinem äußern Anstand und Deinen Vorzügen findest Du so viel Parteen, als Du nur willst. Denke an das Sprichwort: Eile mit Weile!“

Das Gespräch der guten Frau machte den armen Theophilus ungeduldig, und als einmal die Mama länger als gewöhnlich von dem physischen Zustande und den Vorzügen ihres Sohnes fortplauderte, nahm er seinen Hut und begab sich, anstatt bei ihr zu Mittag zu speisen, zu einem Gastwirth. Nun kommen wir auf den Zeitpunkt zurück, wo wir am Anfang dieser Erzählung standen.

Da Sie die früheren Verhältnisse Girardiére's hinlänglich kennen, so wollen Sie sich gefälligst zu ihm in das Haus des Speisewirths zurückversetzen.

Girardiére sitzt an einem Tische, wo bereits ein ziemlich bejahrter Herr sich befand. In dem Speisesaale eines Gastwirths begnügt man sich zu zwei, manchmal zu vier an einem Tische.

Der Nachbar Girardiére's ist so beleibt, daß er allein seine ganze Tischseite einnimmt. Dieser Herr, einzig dem Vergnügen, sich zu mästen, lebend, öffnet, so oft er sich mit der Gabel nähert, den Mund ungeheuer (das Bild eines in Thätigkeit gesetzten Biefraßes), und bekümmert sich durchaus nichts um das, was um ihn her vorgeht; er speist zu Mittag, und man sieht deutlich, daß dieß sein wichtigstes Tagesgeschäft ist.

Girardiére nimmt eine Speisefarte und sieht sie oberflächlich an. Er hat keinen Appetit, und doch möchte er sich durch ein gutes Mittagessen gütlich thun.

Der Kellner bleibt vor Girardiére stehen. „Was befehlen der Herr?“

„Hm! hm! ich weiß nicht... wir wollen sehen!“

„Kellner! meine Cotelette!“ sagte der dicke Herr, ohne die Augen von dem Teller, worauf noch die Reste eines Rebhuhns lagen, abzuwenden.

Eine Familie tritt herein und setzt sich an einen Tisch zur Seite Girardiére's. Es ist ein ächter Bürgersmann aus der Straße Saint-Denis, mit seiner Frau, die einen Hut mit Blumen trägt, dergleichen man keinen als Aushängeschild brauchen würde; ferner ein kleines Mädchen von zehn Jahren, ganz wie ihre Frau Mutter gekleidet, was ihr das Aussehen einer Buckeligen gab; endlich ein achtfähriger Knabe, der auch schon einen runden Hut mit breitem Rande trug.

Raum finden alle diese Platz. Vor Allem will der Familienvater seinen Rock ausziehen, welchen er über dem Frack trägt: er sucht überall einen Platz, um ihn aufzuhängen, aber vergeblich; alle Wandschrauben waren mit Hüten behängt, auch gab es keine leeren Sessel, weshalb er seinen Ueberrock wieder anzieht.

Die Frau möchte gerne ihren Hut ablegen und sucht ein Plätzchen, wo ihr Kopfsputz nichts zu fürchten hätte, aber am Ende macht sie es wie ihr Mann und behält den Hut auf.

Das kleine Mädchen hat sich zuerst gesetzt, aber

sie sitzt zu nieder. Der Familienvater ruft dem Kellner zu: „Ein Polster, ein Schemelchen, oder irgend etwas unter die Füße meiner Tochter.“

Der Kellner entfernt sich, und kommt kurze Zeit nachher mit einem großen Bündel, den man auf den Sessel des Mädchens legt, zurück. In der Meinung, fertig zu sein, fragt er, ob man Austern wünsche.

„Nun sollten wir etwas haben, um es unter meinen Sohn zu legen. Er stößt, wie Sie sehen, mit der Nase auf den Tisch... so könnte er unmöglich mit einer Gabel essen...“

„Nein, Papa,“ sagt der kleine Knabe, „o! ich werde schon essen... ich bin groß genug.“

„Ich sage Dir, Kind, der Tisch ist für Dich zu hoch. Sei nicht widerwärtig, sonst bekommst Du keinen Eierauflauf.“

Der Kellner holt ein rundes Lederkissen, wie es die Beamten in den Schreibstuben haben, und sagt: „Ich konnte nichts Anderes finden.“

„Das ist ganz recht... mehr braucht's nicht.“

Man legt das Lederkissen auf den Sessel des Knaben, er will sich aber nicht darauf setzen und schreit: „Nun! warum gibt man mir denn dieses durchlöcherzte Ding da? Ich will's nicht... das ist garstig.“

„Schweig, Kind! Ich sag' Dir noch einmal, sei artig, oder Du bekommst keinen Eierauflauf.“

Diese Drohung thut immer ihre Wirkung; der Knabe setzt sich auf das runde Lederkissen, macht aber ein böses Gesicht dazu und bewegt sich auf seinem Sessel immer hin und her.

„Befehlen Sie Austern?“ wiederholt der Kellner.

„Ich wünschte zuerst eine Wärmflasche unter meine Füße,“ sagt die Frau, „mich friert's in die Füße; und was wollt ihr, Kinder? wollt ihr nicht auch ein Schemelchen unter die Füße?“

„Ich hab' Hunger... ich hab' Hunger!“

„Still! seid artig!... Frau, sei so gut und gib mir die Speisefarte.“

„Hier, mein lieber Mann!“

Der Herr sieht sehr lange in der Karte nach, man könnte glauben, er lese den Moniteur.

Der Kellner kommt mit einer Wärmflasche, die man unter die Füße der Frau stellt, zurück, und fragt dieß Mal: „Mit was darf ich Ihnen aufwarten?“

Der Herr gibt die Karte seiner Frau mit den Worten: „Wähle Dir nun, was Du essen willst.“

Die Frau durchgeht die Karte, und da sie eben so lange Zeit als ihr Mann dazu braucht, bedient der Kellner einstweilen an einem andern Tisch die Gäste.

„Meine Cotelette, übrigens nicht zu sehr gebacken!“ sagte der Nachbar Girardiére's. Der Letztere wandte sich darauf zum Kellner: „Bringen Sie mir irgend etwas Gutes... was Sie wollen, ich überlasse es Ihnen.“

„Kellner! Kellner!“ schreit der Familienvater. Der Kellner springt herbei, in der Meinung, man werde das Mittagessen befehlen, bückt sich zu ihm hin und will hören.

„Wir haben keine Salzbüchse, Kellner!... an

was denken Sie denn? Kann man ohne Salzbüchse speisen?"

Der Kellner nimmt eine von dem benachbarten Tische und stellt sie der ehrwürdigen Familie hin mit den Worten: „Haben Sie sich entschlossen, was Sie speisen wollen?"

„Meine Liebe, hast Du Dich über das Mittagessen entschieden?" fragt der Herr seine Frau, welche die Karte auswendig zu lernen scheint.

„Ich suche immer... ich weiß nicht... Ei, ich bitte Dich, mein Lieber, befehl nach Deinem Geschmack!"

„Nein, meine Theuerste, wähle nach dem Deinen, mir ist Alles recht."

„Eierauflauf, Papa," sagt der Knabe, auf seinem runden Lederkissen sich herumbewegend.

„Ja, Kind, wir lassen dieß kommen, wenn Du artig bist, aber können das Mittagessen nicht damit anfangen... Nun, Frau, was wünschest Du?"

Die Frau gibt die Karte ihrem Manne mit den Worten zurück: „Ach, meiner Treu, es steht so viel darauf, daß ich ganz irre werde! ich kenne mich nicht mehr aus!"

„Wir sollten doch eine Suppe wählen."

„Willst Du eine Suppe? Wir essen alle Tage zu Haus eine Suppe."

„Ich will gerade keine!... Kellner, Kellner!"
Der Kellner kommt ganz athemlos.

„Kellner, wir essen keine Suppe."

„Wünschen Sie dann Austern?"

Der Herr sieht seine Frau an, die Frau ihre

Tochter, die Tochter ihren Bruder, und dieser betrachtet sein rundes Lederkissen, an das er sich nicht gewöhnen kann.

Der Familienvater wiederholt seine Frage, seine Frau stößt ihn unter dem Tische mit dem Knie, schüttelt den Kopf und erwidert: „Ich will durchaus keine Austern? Willst Du welche?“

„Durchaus nicht, ich versichere Dich.“

Die Frau setzt leise hinzu: „Die Austern sind zu theuer, es sind Citronen dabei! Außerdem gewinnt man nichts damit, sie vermehren nur den Appetit.“

„Kellner!... hieher, Kellner!“

„Was befehlen Sie?“

„Wir essen keine Austern.“

Dem Kellner läuft die Galle über; er geht fort, zuckt die Achseln. Der Herr und die Frau durchgehen abermals die Karte. Die Kinder, in der Meinung, man habe sie bloß hieher geführt, um die Salzbüchse und die Wasserflaschen anzuschauen, werfen zu ihrem Vergnügen und zum Zeitvertreib den Pfeffer auf dem Tisch herum.

Der Nachbar Girardiére's hat seine Cotelette hinuntergeschluckt; Girardiére wagt nicht, ihn anzuschauen, aus Furcht, jenen ungeheuern Mund wahrzunehmen, dessen Oeffnung so groß als ein deutsches Kamin ist und der Alles zu verschlingen droht.

Ein junger Mann, der so eben seine Beche bezahlt hat, steht auf, bleibt im Vorbeigehen vor Girardiére stehen und reicht ihm die Hand mit den Worten: „Ah! guten Tag, mein lieber Freund!...

Wie, wir speisen allein, Jeder für sich... O! Sie hätten sich neben mich setzen sollen. Es hätte mich sehr gefreut."

"Ich komme so eben an."

"Nun! haben Sie die bewußte Dame besucht? Ist Ihr Zweck erreicht? hm... was halten Sie davon?"

"Ah so... 's ist eben recht, Sie sind sehr artig, bezeichnen mir ein Kaffeehaus mit den Worten: die Limonadehändlerin sei Wittfrau und wünsche sich zu verheirathen; Sie veranlassen mich, ihr einen Besuch zu machen, ich gehe hin und denke: das Anschauen kostet nichts! doch kostete es mich einen Thee mit Frauenhaarsyrup! Gleichviel, ich sehe eine sehr hübsche, anmuthige, noch junge Frau. So lange ich meinen Thee bezahle, schwatze ich mit ihr am Zehntische; man antwortet mir eben so liebevoll als geistvoll!... Ich bin entzückt... Sechs Tage hintereinander besuche ich das Kaffeehaus, wo ich sehr viel Geld verzehrt habe; am siebenten Tage endlich entschloß ich mich, weiter zu gehen und der Limonadehändlerin einige Vorschläge zu machen; allein bei den ersten Worten schon fällt sie mir in die Rede und sagt: Mit wem glaubt der Herr zu sprechen? — Mit einer lebenswürdigen Wittwe, der ich gar nicht abgeneigt wäre, mein Herz und meine Hand anzubieten. — Sie sind sehr artig, aber Sie irren sich, ich bin verheirathet und habe drei Kinder. — Man hat mich indeß versichert, die Frau dieses Hauses sei eine Wittwe. — Man hat sie nicht getäuscht, allein

ich bin nicht die Frau vom Hause; sie mußte eine kleine Geschäftsreise machen, und hat mich gebeten, während ihrer Abwesenheit die Aufsicht zu führen; sie wird erst in zwei Tagen zurückkommen. — Hierüber etwas betäubt, entschuldige ich mich, und entferne mich mit dem Vorsatz, am nächstfolgenden Tag in das Kaffeehaus zurückzukehren. Wirklich gehe ich auch dahin. Die Eigenthümerin des Kaffeehauses, eine Wittwe, war zurückgekommen! Ach, gerechter Gott, welcher Unterschied! Ich sehe am Zahltische eine schauerliche Frau, die wenigstens fünfzig Jahre alt war und einen Kropf hatte! ... Ich flüchtete mich fort, ohne etwas zu mir zu nehmen.“

„Ach! ach! armer Girardiére! ... es ist gewiß nicht meine Schuld ... ich hatte eine hübsche Limonadehändlerin gesehen, man sagte mir: die Frau des Hauses suche einen Mann ... ich konnte nicht ahnen, daß dieß eine andere sei. Gleichviel, ich werde Ihnen etwas Anderes suchen und zu wissen thun. Zählen Sie auf mich.“

„Ich danke verbindlichst ... ich sehe mich eben so gerne allein um, und will Ihnen diese Mühe ersparen.“

Der junge Mann entfernt sich lachend und Girardiére setzt sich wieder zum Mittagessen nieder, indem er zu sich selbst sagt: „Ich habe genug an seinen Gefälligkeiten, er sucht mir Frauenzimmer, damit ich ihm aufpassen solle; er schickt mich zu Personen, die nicht verstehen, was ich sagen will; gibt mir falsche Adressen! ... Nein, ich werde von nun an meine

Sachen selbst besorgen, und wenn der Himmel will, daß ich ein Hagestolz bleiben soll... nun ja, so muß ich mich darein schicken... Ach, verfluchter Hund! ohne Dich besäße ich jetzt die kleine Grandvillain... Seit der Zeit kann ich auch keinen Hund mehr ansehen... keinen mehr leiden."

"Kellner! hierher doch, Kellner!... seit einer Stunde rufe ich, Sie geben gar nicht Acht."

Der Familienvater dreht sich links und rechts und schreit, der Kellner hört ihn sehr gut und läßt ihn absichtlich fortrufen.

"Kellner! wollen Sie uns einmal bedienen?"

"Sie haben bei mir Nichts befohlen... wenigstens zwanzig Mal habe ich Sie gefragt, was Sie speisen wollen, nie haben Sie sich erklärt. Ich habe noch viele Personen zu bedienen!"

"Man wird sich wohl Zeit nehmen dürfen, glaube ich... Kellner, bringen Sie uns eine Portion Ochsenfleisch!"

"Bloß eine Portion... für Sie viere?"

"Ah! eigentlich, ich habe meinen Sohn bei mir, der viel ist, zwei Portionen Ochsenfleisch, Kellner, zwei schöne Portionen."

"Schon gut."

"Aber ich esse nicht gerne Ochsenfleisch, Papa," schreit der Knabe, immer auf dem runden Lederkissen herumrutschend.

"Schweig, Kind... dieß Männchen wird ein außerordentlicher Veder."

"Wünschen Sie rothen oder weißen Wein?"

„Rothen oder weißen Wein? ah! richtig... es gibt hier verschiedene Sorten Weine... Liebe Frau, was für einen Wein wollen wir trinken?“

„Mein Lieber, es ist mir einerlei, ich trinke, wie Du weißt, sehr wenig, und nie ohne Wasser. O! keinen Tropfen ohne Wasser.“

„Ich weiß wohl... doch da man einmal zufällig bei einem Gastwirth ist, so muß man auch gerne... wir wollen nach den Weinsorten sehen.“

Der Kellner geht fort, da er voraussieht, daß man zur Wahl des Weins eben so lange Zeit braucht als zum Uebrigen.

Der Herr, welcher seinen Mund so ungeheuer öffnete, hat, nachdem er noch Käse und gedörrte Pflaumen zum Nachtisch aufgezehrt hatte, eben seine Beche bezahlt und steht auf.

Girardiére befindet sich nun ganz allein an seinem Tische. Es thut ihm darum nicht leid: er macht es sich ganz bequem, und kann seine Wasser- und Weinflasche von seinem Teller weiter wegstellen.

Der Hausvater dreht sich um und sucht den Kellner, dem er zuruft: „Gewöhnlichen Wein... aber vom besten!“

„Da haben Sie das Schensfleisch.“

„Ah, ganz recht.“

„Was befehlen Sie nach diesem?“

„Wir wollen sehen... Hast Du die Karte, liebe Frau!“

„Sie liegt auf Deinen Knieen.“

„Ah, richtig!... wir wollen uns berathschlagen.“

Girardiére stellte seine Teller und sein Brod weiter von einander, machte es sich immer behaglicher und stützte sich mit einem Ellenbogen auf den Tisch, als zwei Damen in den Speisesaal hereinkamen.

Die Eine ist bejahrt, ihr Anzug bescheiden, aber anständig, ihre Haltung die einer ehrbaren Kapitalistin, die auf dem Lande wohnt und nur nach Paris kommt, um ihre Zinsen zu erheben.

Die zweite Person ist jung; ihr frisches und ziemlich liebliches Aussehen läßt höchstens auf ein Alter von neunzehn Jahren schließen, ihre Toilette ist ebenso bescheiden als die der alten Frau, ihre Haltung scheint verlegen; wenn sie in Paris lebt, so kann es nur in der Ecke irgend einer Vorstadt sein.

Diese zwei Damen errötheten beim Eintritt in den Speisesaal, wie es bei Personen der Fall ist, die nicht an öffentlichen Orten zu Mittag zu speisen gewohnt sind; sie wissen nicht, ob sie vor- oder rückwärts gehen sollen, sie erschrecken vor den vielen Gästen, die sie anschauen; da beeilt sich der Kellner, sie an den Tisch, wo Girardiére speist, zu führen, und setzt sie an den Platz, den der dicke Herr einnahm, indem er zu ihnen sagte: „Hier sitzen Sie sehr gut, ganz gut... der Herr wird die Güte haben, seine Teller ein wenig zurückzuziehen.“

Diese Anrede ging Girardiére an, dem es sehr zuwider war, an dem Tische nicht nach Belieben schalten zu können, der übrigens seine Teller und seine Flasche an sich zog, weil man nicht berechtigt

ist, in dem Speisesaal eines Gastwirths den Despoten zu spielen.

Die zwei Damen verbeugen sich vor ihrem Gegenüber, um ihm für seine Gefälligkeit zu danken, und bestellen sofort beim Kellner ihr Mittagessen.

Girardiére durchmustert seine Nachbarinnen: an ihrem Benehmen, an ihrer Sprache, an ihrer Haltung sieht man, daß es ehrbare Frauenzimmer sind, unerachtet man sagt, daß man sich in Paris leicht täuscht und grobe Irrthümer begeht; wenn aber ein unterhaltenes Frauenzimmer auch durch ihre Toilette täuschen kann, so erkennt man sie immer, wenn man sie reden hört.

Die junge Person ist artig; ihr frisches, bescheidenes Aussehen macht sie sehr reizend. Je mehr Girardiére sie mustert, desto weiter zieht er seine Teller und sein Brod an sich, so daß die alte Frau zu ihm sagt: „Sie sind zu gütig . . . beschränken Sie sich unsertwegen nicht so sehr . . . Wir haben Platz genug! O, geniren Sie sich doch nicht!“

„O, meine Damen, das macht mir Vergnügen . . . ich bin zu glücklich . . . rücken Sie doch Ihren Löffel vor . . . Sie haben kein Brod . . . Kellner, Brod für diese Damen!“

„In der That, wir sind sehr glücklich, ich und meine Nichte, daß wir uns in der Nähe eines so artigen Herrn befinden . . . Wir sind nicht gewohnt, im Gasthose zu speisen, heute machen wir eine kleine Ausnahme. Anfangs befürchtete ich, es sei unschicklich, daß zwei Frauenzimmer sich zu einem Gastwirth

begeben; allein man versicherte mich, daß dieß in Paris keine Folgen hätte, worauf wir es gewagt haben."

"Man hat Sie nicht getäuscht: in Paris thut man so ziemlich Alles, was man will; es leben hier so viele Leute, daß man sich um Niemand mehr bekümmert. Wie ich sehe, wohnen Sie nicht für gewöhnlich in der Hauptstadt?"

"Nein; ich will mich, meiner Nichte zu lieb, welche die Absicht hat, sich hier niederzulassen, auch daselbst ansäßig machen; heute haben wir uns vorgenommen, das Theater in diesem Stadtviertel zu besuchen. Das erste Mal ist dieß in Paris der Fall, und aus Furcht, nicht zeitig genug hineinzukommen, sagten wir: wir wollen in der Nähe des Theaters zu Mittag speisen, denn es wird sehr schwer sein, einen Platz im Theater zu bekommen, weil das zunächst hier gelegene nach der Versicherung der Journale immer sehr angefüllt ist."

"Wenn Sie das Pariser Leben näher kennen lernen, so werden Sie sehen, daß man sich nicht auf die Journale verlassen darf; in der Politik wie in der Literatur streichen sie jedes seine Partie oder seinen Anhang heraus!... Durch ihr zu vieles Lügen haben sie sich selbst viel geschadet. Ich versichere Sie, daß Sie wohl Zeit zum Diniren haben und im benachbarten Theater hinlänglich Platz finden, wenn Ihnen gleich das Journal berichtete, daß es alle Abende voll ist."

Die Dame verneigt sich und als der Kellner das

Bestellte aufgetragen hatte, fängt sie mit ihrer Nichte zu speisen an, und unterbricht für den Augenblick die Unterhaltung mit Girardiére, der, mit seinem Mahle fertig geworden, ein Gericht weiter verlangt, weil er sich noch nicht entfernen will, und während des Essens seine zwei Nachbarinnen anhören und beobachten kann.

„Kellner! Kellner! er ist nie da, dieser Kellner!“ schreit der Familienvater, mit seinem Messer an eine Wasserflasche klopfend.

Der Kellner springt ihm zu und fragt ihn, was er befehle.

„Kellner, sind die Salmen frisch?“

„Aufzuwarten.“

„Stehen Sie dafür?“

„O gewiß, ich versichere Sie, daß die Salmen frisch sind.“

Der Herr sieht zuerst seine Frau an, dann die Karte, und fährt fort mit gerunzelter Stirne: „Nun, so geben Sie uns einen Merlan mit der Scharre. Unartiges Kind, bist Du bald genug auf Deinem Sessel herumgehüpft... er bleibt keine Minute ruhig! In der That, er ist unausstehlich.“

„Papa, und der Eierauslauf!“ sagt der Knabe in einem weinerlichen Tone.

„Still doch!... sieh, wie brav Deine Schwester ist, sie rührt sich nicht... Liebes Töchterchen, freut es Dich, bei einem Gastwirth zu speisen?“

Das kleine Mädchen sieht ihren Vater mit einer dummen Miene an und erwiedert: „Ich weiß nicht, Papa.“

„Gut . . . Du bist artig . . . solche Antworten höre ich gerne.“

Die Dame und ihre Nichte sprachen während des Essens wenig; die junge Person, welche schüchtern und verlegen schien, wagte während der Mahlzeit nicht den Kopf umzudrehen und schaute immer auf ihren Teller nieder.

Girardiére beobachtete, ohne es merken zu lassen, seine Nachbarinnen; gerne möchte er das Gespräch wieder anknüpfen, wollte aber den Unbescheidenen nicht machen und wartete einen gelegeneren Augenblick ab.

Indessen ließ die Tante Verchen auftragen, und unter dem Essen sagte die junge Person, einen leichten Seufzer ausstoßend: „Ach! wenn Herr Fractin hier wäre . . . er ißt die Verchen so gerne, wie ließe er es sich schmecken!“

Die Tante antwortete einfach: „'s ist wahr.“

Girardiére schließt Folgendes hieraus: der Herr Fractin scheint ein Freund von diesen Damen zu sein und die Verchen leidenschaftlich gerne zu essen.

„Hier ist der gewünschte Merlan,“ sagt der Kellner, eine Platte vor den Familienvater hinstellend.

„Der ist sehr klein.“

„Sie haben bloß eine Portion verlangt.“

„Freilich, aber zu einer Portion sollte man wohl ein schöneres Stück bekommen. Sie rechnen hier fünfundzwanzig Sous dafür . . . beim Teufel! es ist sehr theuer!“

Nichts desto weniger wartet dieser Herr seiner

Familie pflichtlich damit auf, gibt seiner Frau den Kopf, seiner Tochter den Schwanz, seinem Sohn die Gräten in der Mitte und behält für sich den Rest.

Diese Austheilung scheint den Knaben nicht zu befriedigen, welcher sich auf seinem Sessel immerfort dreht und wendet und sich die Worte erlaubt: „Ich habe Hunger!... man gibt mir nichts als Beine und Gräten zum Abnagen und Ausaugen.“

Da das Söhnchen mit seinen Bemerkungen fortfährt, schlägt ihn sein Herr Vater mit dem Messerheft auf die Finger, worauf es in lautes Weinen und Geschrei ausbricht. Der Vater steht auf und will seinem Sohn die Thüre weisen; der kleine Knabe, in der Meinung, sein Vater wolle ihn schlagen, glitscht von seinem Sessel unter den Tisch und zieht das unglückselige runde Lederkissen mit sich. Letzteres rollt unter einen benachbarten Tisch, wo ein Herr, der sich bückt, um es aufzuheben, bemerkt, daß seine Frau mit ihrem Fuße einen neben ihr sitzenden jungen Mann zu nahe berührt. Der Gatte erhebt sich wieder voll Zorn und richtet sehr beißende Worte an seine Frau, welche sich in ihrer Bestürzung stellt, als ob es ihr weh sei. Mehrere Personen stehen auf, um ihr zu Hilfe zu kommen und sie fortzutragen; es entsteht eine allgemeine Bewegung in dem Speisesaal. Der eifersüchtige Gatte beleidigt den jungen Mann, welcher ihm wieder mit ungestümmter Hitze antwortet; sie gehen Beide hinaus; ein Duell ist auf den andern Morgen festgesetzt! All' dieß fiel vor, weil

der Familienvater seinem Sohne bloß die Gräten von einem Merlan gegeben hatte.

Endlich wird die Ruhe im Speisesaal, wo Girardiére und seine zwei Nachbarinnen allein friedlich an ihren Plätzen sitzen geblieben sind, wieder hergestellt. Von Zeit zu Zeit sagt die junge Person zu ihrer Tante: „Wenn wir nur auch noch Platz im Theater finden.“

„Liebe Augustine, hast Du den Herrn nicht sagen hören, daß wir ruhig fortspeisen können.“

„Ich wiederhole es Ihnen, meine Damen,“ entgegnete Girardiére; „überdies, da ich auch in das nächst gelegene Theater gehe, so werde ich, wenn Sie es erlauben, das Vergnügen haben, Sie dahin zu begleiten und ich stehe Ihnen für die besten Plätze.“

„Sie sind in der That zu gütig,“ sagt die Tante, „wir nehmen es mit Dank an, denn meine Nichte kommt so selten in das Theater, so daß sie ganz trostlos wäre, wenn sie es nicht gut sehen würde.“

„Das begreife ich auch sehr gut, aber das Fräulein darf sich auf mich verlassen. Es würde mir selbst unendlich leid thun, wenn sie keinen guten Platz bekäme.“

Die junge Person lächelt, indem sie Girardiére liebenswürdig dankt. Dieser ist außer sich vor Freuden über seinen Einfall, mit seinen Nachbarinnen in das Theater zu gehen, denn je mehr er Fräulein Augustine betrachtet, desto mehr verliebt er sich in sie. Das ist schon eine ausgemachte Sache; denn

während sie eine Fricassée von Kalbfleisch und Petersilien aß, hatte Girardiére Zeit genug, sich zu verlieben.

Fräulein Augustine ist jung, hübsch; sie sieht zwar etwas einfältig und ungeschickt aus, allein in den Augen eines Hagestolzen sind solche Fehler gute Eigenschaften. Er sagt zu sich: „Dieses junge Mädchen kommt mit ihrer Tante vom Lande in der Absicht, sich zu etabliren; ich weiß nicht in welcher Art, gleichviel. Sie hat den eiteln Geschmack und die gefällsüchtigen Manieren der Pariser Damen noch nicht angenommen. Wenn sie jetzt einen vernünftigen, geordneten Mann nehmen würde, z. B. mich, so würde ihr Gemahl ohne Zweifel eine gute Haushälterin aus ihr machen ... ich muß mich näher an diese Damen anschließen suchen; überhaupt, welche Gefahr laufe ich? ... erhalte ich einen Korb, so ist's einer weiter ... das ist Alles ... wenn ich aber siege ... dieses Fräulein sieht mich so liebenswürdig an, es kommt mir vor, als ob es mir gelingen könnte.“

„Kellner! Kellner! einen Eierauflauf!“ schreit der Familienvater mit so lauter Stimme, daß man es im ganzen Saal hören konnte.

Bei diesen Worten hüpfte der Knabe, vor Freude außer sich, auf dem runden Lederkissen, das man wieder aufgehoben und auf seinen Sessel gelegt hatte, in die Höhe. Seine Mutter, die neue Unfälle befürchtete, hält ihn rasch auf seinem Sessel zurück und der Papa sagt zu ihm: „Wenn Du Dich nicht ruhig verhältst, unartiges Kind, so bekommst Du

nichts davon. Ei, Kellner, bringen Sie mir auch Zahnstocher!"

"Hier, mein Herr!"

Girardiére verlangt Confect und knackt zum Zeitvertreib Haselnüsse auf, um sein Mittagessen so lang als seine Nachbarinnen zu verzögern. Die Tante aß nicht schnell und bekümmerte sich nicht um die Ungeduld ihrer Nichte. Fräulein Augustine schaut von Zeit zu Zeit auf die Standuhr im Saal und stößt kleine Seufzer aus, welche Girardiére mit andern erwiderte, ohne daß es Jemand merkte, obwohl er sie sehr in die Länge zog.

Der Eierauflauf ist aufgetragen. Der Knabe stößt einen Schrei der Verwunderung aus, das kleine Mädchen sperrt den Mund auf, der Vater und die Mutter sehen sich einander herzlich vergnügt an; Alle fühlen sich glücklich. Manche Personen bedürfen so wenig, um glücklich zu sein; Andere können es gar nicht mehr sein, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie zu viel haben. So geht es in der Welt.

Allein während der Familienvater und seine Kinder voll Entzücken sind, nimmt der Gegenstand ihrer Verwunderung augenscheinlich ab, noch einige Minuten, und von diesem Hügelchen, das so lieblich abgerundet und wie ein Luftballon ausgespannt war, bleibt nichts mehr als ein platter und ärmlicher Flor übrig.

Die Familie beeilt sich, den Eierauflauf aufzuessen, worauf der Vater die Rechnung verlangt, welche der Kellner bald fertig hat und ihm vorlegt.

Die Frau neigt sich zu ihrem Gemahl hin, um die Totalsumme zu sehen; der Vater bemerkt endlich: „Man bringt uns um... das ist schrecklich theuer! wir können nicht so viel verzehrt haben.“

„Mein Lieber, Du kannst Dich leicht davon überzeugen: vergleiche die Rechnung mit den Preisen der Speisefarte, Du kannst ja sehr gut rechnen.“

„Meine Liebe, Du hast Recht.“

Die zwei Gatten nehmen abermals die Speisefarte, sehen nach den Preisen und berichtigen die Addition; endlich ruft der Herr, indem er mit der Faust auf den Tisch klopft, aus: „Kellner! Sie haben sich um fünf Sous geirrt.“

„Sie glauben, ich habe mich geirrt?“

„Sie rechnen für vier Personen Brod an, und meine Frau hat das Ihrige nicht gegessen! Beim Teufel, man muß darauf Acht geben! Da haben Sie Ihr Geld... es sind sechs Liard für Sie dabei.“

Darauf entfernt sich die ehrwürdige Familie, welche sich Polster, Federkissen und eine Wärmflasche geben ließ, und nahm noch alle Zahnstocher, welche auf dem Tische lagen, mit.

Die alte Dame und ihre Nichte waren ebenfalls mit ihrem Mittagessen fertig geworden, und bezahlte, ebenso Girardiére, und Alle gehen miteinander von dem Gastwirth fort.

Girardiére holt, als galanter Cavalier, schnell Billete und führt die Damen auf die erste Galerie, welche zu drei Viertheilen leer war, trotz der Versicherung der Journale, man müsse alle Tage eine

Masse Personen zurückweisen. Die Tante und Nichte setzen sich in die erste Reihe, Girardiére sitzt hinter diese Damen, um leichter mit ihnen schwätzen zu können, denn er hatte Alles gut berechnet und hoffte während des Schauspiels nähere Bekanntschaft zu machen und sich mehr Zutrauen zu gewinnen.

Die Tante Augustinens hat Girardiére die Auslage für ihre Plätze zuerst ersetzt, welche er annehmen zu müssen glaubt, da er mit diesen Damen in keinem so engen Verhältniß stand, daß er sich die Freiheit nehmen dürfte, ihnen das Vergnügen des Theaters umsonst anzubieten. Er möchte gerne ein Gespräch einleiten, aber das Stück beginnt und die Tante wie ihre Nichte hören bloß auf das, was auf der Bühne vorgeht.

Während die Damen ganz Auge und Ohr sind, beobachtet Girardiére sie fortwährend und wird immer vergnügter darüber, daß er ihnen begegnet ist. Die Tante trägt das Gepräge einer würdigen Frau von guten Sitten, von strenger Rechtschaffenheit. Dieß beweist ihr Hut, ihr Kleid und ihre Tasche. Die Einen, und zwar die Mehrzahl, berufen sich auf den Ausdruck der Physiognomie; Andere gründen ihr Urtheil auf die Stimme, Handschrift, auf das Benehmen, auf die Hand der Person; Girardiére beurtheilt eine Frau nach ihrem Kleide, nach ihrem Hute.

Während eines Zwischenaktes erfährt unser Ehestands-Candidat mehr: die Tante heißt Gerbois, ist Wittwe und besitzt bloß ein mittelmäßiges Vermögen; die Nichte wird ihre Erbin sein; einstweilen hat ihre

Nichte kein Vermögen, sie muß daher arbeiten, um sich eine kleine Mitgift zu ersparen und eine Heirath treffen zu können, weil derzeit ein junges, artiges Mädchen selten einen Anstand findet, wenn sie ihrem Manne nichts beibringt. Da Fräulein Augustine sehr gut näht, kommt sie nach Paris, um sich hier als Nähterin zu vervollkommen, wo sie bald im Stande sein wird, ihr Brod damit zu verdienen und sich gut darauf zu verheirathen.

Girardiére hält alles dieß für sehr vernünftig, billigt das Verfahren der Frau Gerbois und sagt zu sich selbst, indem er wieder einen tiefen Seufzer ausstößt: „Eine Nähterin als Frau!... dabei ist nichts Unangenehmes!... wenn eine Frau beschäftigt ist, denkt sie nicht daran oder wenigstens denkt sie weniger daran, die Stücker anzuhören, und überdieß, wenn sie keine Kundschaft hat, so kann sie immerhin ihre Kleider sich selbst machen; das ist eine Ersparniß. Fräulein Augustine wäre mir sehr anständig, sie könnte auch meine Westen machen.“

Den ganzen Abend betrachtet Girardiére das junge Mädchen, welche bloß auf das Schauspiel sieht; bei jedem Akt wird er verliebter. Da man an diesem Abend sehr lange Stücke spielt, verliebt sich Girardiére, bis man an's Ende kommt, leidenschaftlich in Fräulein Augustine.

Während der Hagestolz in den Zwischenakten mit der ältern Dame plauderte, unterließ er es nicht, von seiner Person, von seiner Stellung in der großen Welt und von seinen tausend Thaler Renten zu reden;

die Tante schien sehr geschmeichelt, mit einem so rechtschaffenen Mann und Rentier Bekanntschaft gemacht zu haben.

Das Schauspiel ist zu Ende. Girardiére will nicht gestatten, daß die Damen allein nach Hause zurückgehen. Sie wohnen am Ende der Vorstadt Saint-Jacques, der Weg dahin ist ziemlich weit: er bietet einen Fiaker an, die Tante schlägt ihn aus; hierauf trägt er einen Omnibus an, den sie annimmt.

Girardiére steigt mit den Damen ein, unerachtet er in der Paradiesstraße, welche nicht in der Nähe der Vorstadt Saint-Jacques ist, wohnt; allein die Liebe, welche die Herzen einander nähert, den Rang ausgleicht und über die Vorurtheile siegt, hebt die Entfernung zwischen der Paradiesstraße und der Vorstadt Saint-Jacques auf. Girardiére setzt sich in dem Wagen neben Fräulein Augustine, welche auf dem ganzen Weg keinen Laut von sich gibt, da sie von dem Eindrücke, welchen das Schauspiel auf sie gemacht hat, noch ganz ergriffen und dieser Eindruck noch ein Glück für sie ist.

Die Damen steigen, in der Nähe ihrer Wohnung angekommen, aus. Girardiére steigt ebenfalls aus: er bietet seinen Arm an, er wird angenommen. Man geht wenigstens noch zehn Minuten weit, weil der Wagen nicht gerade vor das Haus dieser Damen hinfuhr, aber Girardiére bedauert es nicht: er hält unter seinem Arm den Augustinens; da das Pflaster etwas schlüpferig ist, stützt sich die junge Person mit einer Hingebung, die ihren Cavalier entzückt, auf ihn,

Man hält vor einem Hause, dessen Eingang, wie die meisten der Vorstadt Saint-Jacques, schwarz und düster aussieht.

„Hier wohnen wir,“ sagt Frau Gerbois. „Noch habe ich Ihnen für Ihre außerordentliche Gefälligkeit zu danken.“

Girardiére wartet auf eine weitere Einladung, und auf die Erlaubniß, manchmal der Tante und ihrer Nichte einen Besuch abzustatten zu dürfen. Da man dieß nicht berührt, erkühnt er sich selbst, darum zu bitten. Die Liebe macht ihn verwegen.

„Mein Herr,“ sagt die ältere Dame, „meine Nichte und ich nehmen sehr wenig Besuche an, weil man in Paris befürchten muß, manchmal in gefährliche Verbindungen zu kommen. Allein Sie scheinen mir zu rechtschaffen, als daß ich Ihnen die erbetene Erlaubniß abschlagen könnte, und wenn meine Gesellschaft Sie nicht allzusehr langweilt, so schmeichle ich mir, mit einem so höflichen und ausgezeichneten Manne eine ausgedehntere Bekanntschaft zu machen.“

Girardiére verbeugt sich bis auf den Boden, so sehr ist er über die Aeußerung der Frau Gerbois entzückt, und so lange er Complimente macht, verlieren sich die Tante und die Nichte in dem Hausöhrn, in welchem sie schon bekannt sind, und lassen, die Thüre hinter sich schließend, ihren galanten Cavalier vor dem Eingang ihres Hauses seine tiefen Complimente fortsetzen.

Als Girardiére bemerkt, daß er bloß noch vor einer Thüre sich verbeugt, entschließt er sich fortzu-

gehen, betrachtet aber vorher mit großer Aufmerksamkeit das Haus, wo Fräulein Augustine wohnt, um es wieder gut zu erkennen, wenn er bei hellem Tag dahin zurückkehren wird.

Drittes Kapitel.

Herr Fractin.

Girardiére hat die ganze Nacht von Fräulein Augustine geträumt. Ihr Bild kommt ihm nicht aus dem Sinne.

Am folgenden Tag wird er in der Vorstadt Saint-Jacques spazieren gehen. Er wird zwar nicht wagen, bei Frau Gerbois seine Aufwartung zu machen, eine so große Aufdringlichkeit könnte lächerlich scheinen, allein er wird das Haus, welches die hübsche Nähterin in sich schließt, betrachten, er wird die Lust, welche sie einathmet, auch einathmen! Die Liebenden halten, wie Sie wissen, sehr viel auf so Etwas.

Das Haus, wo diese Damen wohnen, ist weder schön, noch neu, der Eingang lang und etwas dunkel, auch mangelt es an einem Portier, was für Jemand, der gerne Erkundigungen einziehen möchte, sehr widerlich ist. Nachdem Girardiére in dem untern Hausöhrn einige Zeit auf und ab gegangen ist, geht er bis an die Treppe, deren Geländer, von massiven, plump geschnittenen Holzsäulen, den modernen Bau-

meistern keine Ehre macht. Er wagt aufzuschauen und zieht die Nase hinauf, indem er einen Fuß auf den ersten Tritt setzt.

In diesem Augenblicke läßt eine alte Frau vom ersten Stockwerk, welche ihre Strohmatte auf dem Geländer ihrer Treppe ausschüttelte, eine Staubwolke und eine Menge Strohhalme Girardiére in die Augen fallen, worauf er sich zurückzieht, die Augen ausreibt und sagt: „Ich habe mich für heute mit den Dertlichkeiten hinlänglich bekannt gemacht, morgen werde ich zurückkehren und der Frau Gerbois meine Aufwartung machen.“

Am folgenden Tage macht unser Hagestolz sorgfältig seine Toilette und begibt sich sofort auf den Weg nach der Vorstadt Saint-Jacques.

Er kennt zwar das Wohnhaus der Damen, die er besuchen will, sehr gut, allein er weiß nicht, in welchem Stockwerk sie logiren. Girardiére geht eine schwarze, schmutzige Stiege hinauf und klopft an eine Thüre im zweiten Stockwerk.

Eine alte Frau in einem Kamisol, den Kopf in wenigstens vier Halstücher eingewickelt, öffnet Girardiére, welcher nach der Frau Rentnerin Gerbois, die eine Nichte hat, fragt: „Hier wohnt sie nicht... In dessen wohnt sie doch in diesem Haus.“

„Was treibt diese Dame?“

„Was sie treibt? ich denke, sie treibt nichts; sie hat aber eine Nichte, welche Nähterin ist... eine junge, sehr interessante, sehr hübsche Person.“

„Ah! richtig... demnach sind es wahrscheinlich

meine Nachbarinnen im obern Stockwerk, die erst kurze Zeit in Paris sind."

"Ganz richtig, sie sind vom Lande hieher gezogen."

"Das Zimmer der Nichte ist über dem meinigen, sie lärmt sogar ziemlich darin!... ich weiß nicht, ob sie zu ihrem Vergnügen auf den Absätzen herumhüpft und tanzt, aber ich kann deshalb oft nicht einschlafen. Uebrigens kann ich Ihnen nicht sagen, ob diese Damen liebenswürdig sind; ich habe sie bloß einmal um etwas Feuer gebeten, welches sie mir unter dem Vorwand, sie hätten keines, abschlugen. Man sieht wohl, daß sie das Pariser Leben nicht kennen, denn das ist weder freundschaftlich, noch gefällig."

Girardiére bedankt sich und verläßt die Nachbarin, welche zum Schwätzen sehr aufgelegt scheint. Er geht die obere Stiege hinauf und klopft an der Thüre. Man öffnet ihm nicht. Indessen hört er ein Geräusch, wie wenn man einen Sessel von der Stelle rückt. In demselben Augenblick öffnet sich eine Thüre vor ihm und Frau Gerbois zeigt sich.

"Ich bitte sehr um Verzeihung," sagt Girardiére, "ich war der Meinung, ich klopste bei Ihnen an. Man hatte mir diese Thüre bezeichnet."

"Nein, die Thüre, wo Sie anklopften, geht in das Zimmer meiner Nichte: wir sind durch den Ausgang getrennt, dieß ist sehr unangenehm, allein was ist in Paris anders zu thun; man richtet sich ein, wie man kann, wenn man die Mittel für eine theure

Miethe nicht besitzt. Bemühen Sie sich doch, einzutreten."

Girardiére folgt der alten Frau, welche ihn sehr gut empfängt und in ihre Wohnung, bestehend in einem ziemlich schönen Zimmer und einer kleinen Küche, einführt.

"Da sehen Sie mein ganzes Gelas; meine Nichte hat auch noch ein Zimmer, worin sie sich aber selten aufhält, weil sie fast immer mir Gesellschaft leistet. Wir sind nicht reich und wollen keine Schulden machen, müssen daher vorsichtig zu Werke gehen. Uebrigens kommen keine Besuche zu uns, höchstens einige Freundinnen meiner Nichte, die das Nähen lernen, und ein Kunstschler, der in dieser Straße ansässig ist und sich manchmal Abends bei uns einfindet; dieß ist unsere ganze Gesellschaft, die äußerst klein ist."

Girardiére schaut überall nach Fräulein Augustine um, bemerkt sie aber nirgends.

"Meine Nichte ist ausgegangen," sagt Frau Gerbois, "um bei einer Dame, welche sie sehr liebt, eine neue Kleidermode zu lernen; sie wird sich aber nicht lange aufhalten."

"Ich glaubte, sie wäre in ihrem Zimmer," entgegnet Girardiére.

"Nein, sie ist ausgegangen."

Girardiére unterhält sich unterdessen mit der Tante. Zudem kommt ihm diese Gelegenheit sehr geschickt, von sich und von seinem Vermögen zu reden. Aus Furcht, für einen Lügner gehalten zu werden, trägt er immer seine Quittungen für Hauszins und seine

Feuerversicherungsschrift bei sich. Allein die Frau scheint in seine Angaben durchaus keinen Zweifel zu setzen und theilt selbst ihrem neuen Bekannten Näheres über ihre Familie und ihr Vermögen mit. Die Tante besitzt bloß eintausendvierhundert Franken Einkünfte, womit sie mit ihrer Nichte leben muß, bis diese letztere so viel Geschicklichkeit besitzt, daß sie ihr Brod verdienen kann.

„Oder bis sie sich verheirathet,“ fügt Girardiére lächelnd hinzu.

„O! heirathet man auch junge Mädchen ohne Vermögen? Das wäre ein glücklicher Zufall, wenn meine Nichte einem rechtschaffenen Manne begegnen würde, der ihr Glück begründen wollte.“

Girardiére wagt nicht, sich zu erklären, aus Furcht, er ginge zu weit, und murmelt bloß: „Es wird sich einer zeigen, zweifeln Sie gar nicht daran.“

Fräulein Augustine kommt: sie lächelt liebenswürdig gegen Girardiére, der darüber ganz entzückt wird. Er schwatzt lange mit diesen Damen; endlich entfernt er sich, weil er beim ersten Besuch nicht unbescheiden sein will, jedoch bittet er Frau Gerbois um die Erlaubniß, manchmal den Abend bei ihnen zubringen zu dürfen. Die alte Tante versichert ihn, daß sie und ihre Nichte über seinen Besuch immer erfreut sein werden.

Girardiére entfernt sich äußerst vergnügt. Im Hausgang hält er vor der Thüre der Nichte und singt: „Hier athmet Rosa!“

Darauf glaubt er ein Geräusch in jenem Zimmer

zu hören: er lauscht, es hört auf; er denkt, er könne sich getäuscht haben, und geht die Treppe hinunter, indem er sich die Hände reibt und zu sich sagt: „Das geht gut... das sind rechtschaffene Leute! darauf sehe ich vor Allem. Denn wenn ich ein armes Mädchen heirathe, so will ich wenigstens ihrer Tugend versichert sein!... O! dießmal glaube ich, habe ich das rechte Frauenzimmer gefunden. Ich habe Mühe gehabt... doch ist es mir am Ende gelungen!“

Girardiére kommt freudetrunken nach Haus, umarmt seine alte Mutter und sagt zu ihr: „Freuen Sie sich: bald wird Ihnen eine Schwiegertochter Gesellschaft leisten!... sie wird Ihnen die Pantoffeln vorziehen, das Feuer anblasen... kurz, sie wird für Sie äußerst besorgt sein.“

„Wirklich, mein Söhnchen?“ erwiderte das gute Mütterchen, welches bereits kindisch war; „aber Du bist, wie es mir scheint, zum Heirathen noch zu jung.“

Girardiére hält es nicht für nöthig, seiner Mutter zu antworten, sondern stellt sich vor einen Spiegel, und ärgert sich ob seiner weißen Haare fast zu Tode.

Am folgenden Tage nach dem Mittagessen unterläßt es Theophilus nicht, sich zu Frau Gerbois zu begeben. Ein junges Frauenzimmer und ein Herr sitzen neben Fräulein Augustine.

Der Herr sieht wie ein Gänserich aus. Er verlängert die Nase und verzieht den Mund, wenn er sprechen will, allein er begnügt sich fast immer mit

Zuhören. Er ist von mittlerem Alter, heißt Herr Trubert, und ist, wie Girardiére bald erfährt, der Tischler, welcher in der Gegend wohnt und von dem er schon gehört hat.

Die Jungfer ist jung, hübsch, sieht sehr aufgeweckt aus: es ist eine Nähterin und Freundin der Fräulein Augustine.

Girardiére wird auf's Beste empfangen, seine Ankunft scheint eben so sehr die Nichte als die Tante zu erfreuen, und da die Gewissheit, daß man angenehm ist, muthig und kühn macht, fängt Girardiére zu plaudern und zu erzählen an, kurz, er führt das Wort, denn die Damen scheinen ihn mit Bewunderung anzuhören, und der Tischler ist zu schüchtern, als daß er ihn zu unterbrechen oder ihm sogar nur zu antworten sich erlaubt.

Der Abend geht schnell vorüber. Er kommt Girardiére sehr kurz vor; man ist immer gerne in einem Hause, wo man wie ein Orakel angehört wird. Unser Hagestolz entfernt sich, über die Wirkung, welche er hervorgebracht hat, äußerst entzückt. Der Tischler geht mit ihm fort und verläßt ihn unterwegs, indem er sehr ehrfurchtsvoll zu ihm sagt: „Ich habe die Ehre, Ihnen gute Nacht zu wünschen.“ Das war die längste Phrase, welche er während des ganzen Abends gesprochen hatte und bei der er noch drei Mal absetzte.

Am nächsten Abend besucht Girardiére abermals Frau Gerbois, ebenso an dem darauf folgenden Tag. Vierzehn Tage lang besuchte er alle Abende seine

neuen Bekannten, welche sich so sehr an ihn gewöhnt haben, daß sie sich beunruhigen, wenn er um sieben Uhr Abends nicht schon da war.

Die Gesellschaft dieser Damen ist fast immer dieselbe und besteht nur in der jungen Nähterin und dem Tischler; wenn der Letztere nach seinem Eintritt begrüßt und sich nach der Gesundheit eines Jeden erkundigt hat, öffnet er den Mund nicht mehr, bis er gute Nacht wünscht. Girardiére sagt zu sich: „Wenn Herr Trubert Frau Gerbois besucht, um Jungfer Augustine zu sehen, so ist er gewiß kein gefährlicher Nebenbuhler. Er sieht dumm aus und kommt mir sonst auch durchaus nicht verliebt vor.“

Girardiére hatte bereits einige zweideutige Worte über seine Heirathsabsichten entworfen lassen; er hatte es von Weitem merken lassen, daß er eine Frau suche und auf kein Vermögen sehe. Die Tante hatte ihm zärtlich zugelächelt, die Nichte sah ihn von der Seite an, einen tiefen Seufzer ausstößend.

Girardiére entfernte sich, immer die Hände reibend, und sagte zu sich: „Das geht sehr gut... Ich gefalle, man gibt es mir hinlänglich zu verstehen... endlich habe ich eine Frau gefunden! Gott Lob und Dank! Ich werde nun bestimmt heirathen.“

Aber an einem Abend hört Girardiére, während er mit der alten Tante plaudert, was hinter ihm Augustine und ihre Freundin zu einander sagten. Obwohl die jungen Mädchen leise sprachen, vernahm Girardiére doch folgende Worte sehr gut:

„Ei, Augustine, wie benimmt sich Herr Fractin gegen Dich?“

„O, sehr gut! Er ist sehr liebenswürdig!“

„Nicht wahr, Du liebst ihn immer?“

„Ob ich ihn liebe? O, bis zum Wahnsinn.“

„Ich habe ihn schon lange nicht mehr gesehen.“

„In meinem Zimmer kannst Du ihn sehen, er ist fast immer dort, weil ihn meine Tante nicht liebt.“

Weiter sprachen die jungen Mädchen nicht davon; allein das Gehörte hat Girardiére schon den Kopf verrückt. Ein Schauer dringt ihm vom Kopf bis zu den Füßen, das Blut schlägt ihm in's Gesicht, er wird purpurroth und weiß nicht mehr, was er sagt, so daß Frau Gerbois ihn fragt, ob er sich unwohl befinde, ob man Etwas holen solle?

„Nein, mir fehlt nichts, gar nichts,“ erwiedert Girardiére, indem er seine Verwirrung zu verbergen sucht; er wirft einen Blick auf Augustine, allein das junge Mädchen sieht auf ihre Arbeit und scheint bloß mit ihrem Nähen beschäftigt.

Den ganzen Abend ist Girardiére zerstreut, eingenommen, nichts weniger als gesprächig, belauert die geringsten Bewegungen Augustinens, lauscht, wenn sie mit ihrer Freundin spricht; kurz, er empfindet schon alle Bangigkeiten der Eifersucht und ist äußerst unglücklich.

Er entfernt sich bald als gewöhnlich, denkt, sobald er allein ist, über das Gespräch, das er vernommen hat, nach, und sagt: „Was ist denn das für ein Fractin? Augustine hat immer gesagt, sie liebe

ihn, sie sei in ihn vernarrt!... O, die Heimtückische! dieß hätte ich nie von diesem jungen Mädchen geglaubt, welches so naiv, so offenherzig aussieht!... Wem darf man denn gegenwärtig trauen! Das Strafbare dieser Verbindung lassen mich ihre letzten Worte vermuthen: „Er kommt fast immer in mein Zimmer, weil ihn meine Tante nicht liebt!...“ das ist wirklich der Fall. Die Tante liebt diesen Herrn nicht, sie wird ihm den Zutritt zu ihr verboten haben, und nun geht er zu ihrer Michte! Denn in der That habe ich diesen Herrn Fractin nie bei Frau Gerbois getroffen! Dieß beunruhigt mich sehr... man empfängt mich gut, man stellt sich entzückt, wenn ich vom Heirathen rede. Sollte irgend ein verbrecherischer Liebeshandel, irgend ein strafbares früheres Verhältniß vor mir verborgen bleiben! Im Augenblick möchte ich freilich eine Frau, allein ich will nicht betrogen werden... O, ich werde das Wahre erfahren, ich werde all' dieß lichten!“

Girardiére hatte eine sehr unruhige Nacht; er erinnerte sich noch sehr lebhaft, wie Fräulein Augustine bei dem Speisewirth während des Vercheneffens einen Seufzer ausgestoßen und gesagt hatte: „Ach, wenn Herr Fractin da wäre! er, der die Verchen so sehr liebt!“

Mit diesem Fractin beschäftigt sie sich also immer viel, an ihn denkt sie unaufhörlich! O treulose Augustine!

Girardiére wendet und dreht sich im Bett herum und beginnt nach einem Augenblick auf' Neue: „Und

der Lärm, den ich mehrmals in dem Zimmer der Nichte gehört habe, wenn die Tante glaubte, sie sei ausgegangen, ohne Zweifel befand sie sich dann mit diesem Herrn Fractin darin... O die Frauen! o die jungen Mädchen!... Meine liebe Mutter hat mich mit Recht ermahnt, ich solle mich nicht übereilen... wenn ich meinem ersten Gefühle Gehör geschenkt hätte, so würde ich bereits um diese Kleine angehalten haben. Ich wäre nun ihr Gemahl... und sie würde mich nicht lieben, sie würde mich verrathen... doch will ich noch als heimlicher Beobachter Beweise von der Treulosigkeit Augustinens mir zu verschaffen suchen."

Mit Anbruch des Abends kehrt Girardiére in die Vorstadt Saint-Jacques zurück, mit dem festen Vorsatz, nichts merken zu lassen und seinen Argwohn zu verheimlichen.

Die gewöhnliche Gesellschaft ist bei Frau Gerbois versammelt. Herr Trubert spricht nicht mehr als sonst, dagegen flüstern die zwei jungen Mädchen sich öfters in's Ohr. Unglücklicher Weise kann Theophilus ihre Worte nicht auffassen; doch der Name Fractin hat abermal sein Ohr erschüttert, und Fräulein Augustine brach mehr als einmal in ein Gelächter aus, was unser Hagestolz für sehr unanständig hielt.

Frau Gerbois, welche neben Girardiére saß, hat das Gespräch auf das Heirathen geführt und mehrmals gesagt: „Ich würde sehr vergnügt sein, meine Nichte verheirathet zu sehen.“

Sofort hielt sie inne, sah Girardiére an, als ob

sie eine Antwort erwartete; dieser dagegen fängt immer ein anderes Gespräch an und thut, als ob er es nicht verstünde, worüber die alte Frau sich sehr wundert.

Es ist Zeit, sich zurückzuziehen. Girardiére sagt in einem etwas feierlichen Tone: „Gute Nacht, meine Damen!“ und verläßt mit den Andern, welche auf der Straße sich von ihm trennen, das Haus. Girardiére stellt sich, als ob er seines Weges nach Hause fortginge, bleibt aber bald stehen und spricht bei sich: „Jedermann ist fortgegangen, Augustine muß sich nun von dem Zimmer ihrer Tante in das ihrige zurückgezogen haben; wer weiß, ob sie nicht diesen Augenblick zum Empfange ihres Herrn Fractin wählt!... Wenn ich mich dessen versichern könnte... Warum nicht? im Hause befindet sich kein Portier, die Thüre der Hausflur kann man mittelst einer geheimen Feder, die ich weiß, öffnen. Folglich kann ich mich zu jeder Stunde der Nacht, ohne daß man es merkt, in das Haus hineinmachen. Wenn Alles sich schlafen gelegt hat, so werde ich in's Haus zurückkehren, die Stiege ganz still hinaufgehen und mein Ohr an die Thüre von Augustinens Zimmer hinhalten. Wenn Jemand bei ihr ist, so muß ich es gewiß hören.“

Girardiére, vergnügt über seinen Einfall, geht drei Viertelstunden lang in der Straße auf und ab; da er denkt, er werde nun auf der Stiege Niemand mehr begegnen, nähert er sich der Wohnung der Frau Gerbois.

Alles ist ruhig in der Straße, die Laternen werfen

nur ein schwaches Licht (denn das Gas ist noch nicht in dieses Viertel gedrungen). Girardiére schleicht sich an der Mauer fort, indem er immer hinter sich schaut; er erreicht die Hausthüre, drückt die Feder auf und tritt stille in's Haus ein.

Das Herz schlägt ihm, wie wenn er einen bösen Streich ausführen wollte, und er sagt bei sich: „Mit Recht vergleicht man einen Verliebten mit einem Dieb ... Wenn man mich in diesem Augenblick aufgriffe, so würde man mich gewiß für einen Dieb halten, sogar für einen schlimmen Dieb! Beim Teufel! wenn ein Hausbewohner auf der Stiege mir begegnete und mir abpaßte, wohin ich gehe... und zwar wegen gar nichts... ich sollte mich fortmachen... doch nein! ich muß meinen Argwohn aufklären; ich muß wissen, ob ich Augustine heirathen kann. Wenn ich diese Nacht nichts höre, so werde ich von Morgen an sie wieder besuchen, und wenn ich nach vierzehn Tagen nichts Verdächtiges mehr vernommen, so werde ich ihr meine Liebe auf's Neue schenken.“

Girardiére geht der Stiege zu, tritt sehr vorsichtig hinauf, um kein Geräusch zu machen, hält sogar den Athem zurück, so sehr fürchtet er, es möchte sich eine Thüre vor ihm öffnen.

Endlich kommt er im dritten Stock an; schon im Hinaufgehen betrachtet er von unten die Thüre von Augustinens Zimmer. Es ist kein Licht darin, sie ist also schon im Bett oder noch bei ihrer Tante; er nähert sich, hält sein Ohr an die Thüre und da ihm Alles stille scheint, so will er sich zurückziehen, als

auf einmal eine ihm sehr bekannte Stimme in seine Ohren dringt: es ist die Augustinens. Er unterscheidet folgende Worte sehr gut: „Nun, Herr Fractin, Du willst nicht zu mir kommen?... wohl... komm doch, Bösewicht!... Muß ich Dich holen?“

„O die Treulose! o die Unwürdige!“ murmelt Girardiére, indem er seine Stirne an dem Schlüssel-Loche aufrißt, „sie will ihren Geliebten bei sich haben, er ist bei ihr, dieser Fractin, mein ehrloser Nebenbuhler, er ist Nachts in ihrem Zimmer!“

Girardiére ersticht beinahe; indessen holt er Athem und paßt immer auf. Bald hört er etwas Neues, was sein Herz noch schmerzlicher zerreißt: er vernimmt zärtlich wiederholte Küsse; jetzt kann er sich nicht mehr halten, entfernt sich von der Thüre, tappt im Dunkeln nach dem Stiegegeländer und geht schnell hinunter, indem er zu sich sagt: „Ich habe genug... übergenug... ich will nichts weiter vernehmen... Dank der Vorsehung für den Einfall, an der Thüre zu lauschen... Ich hätte dieses junge Mädchen geheirathet!... ich hätte sie mit dem innigsten Vertrauen genommen, wenn ich nicht gehört hätte, was sie ihrer Freundin gesagt... Dank dem Himmel!... Lebwohl, Vorstadt Saint-Jacques! man wird mich dort lange nicht mehr sehen.“

Girardiére geht zum Hause hinaus, dessen Thüre er ziemlich stark und nicht ohne Geräusch wieder schließt. Mit großen Schritten durchläuft er die Straßen und spricht auf dem ganzen Wege laut mit sich allein. Er läßt seiner Wuth freien Lauf, verflucht

die Frauen, verflucht die jungen Mädchen, und läuft in die Gasse hinein, obwohl es ihm, da es sehr spät ist, frei steht, die Mitte der Straße einzunehmen.

Einen ganzen Monat lang geht Girardiére nicht aus dem Hause. Wenn seine alte Mutter ihn wegen des Frauenzimmers, das er heirathen soll, fragt, verläßt er sie schnell mit den Worten: „Reden Sie mir nicht mehr vom Heirathen, weder von Frauen, noch von Jungfern... o die Frauen! ich kann sie nicht schmecken (sentir).“

Auf diese Worte legt Girardiére besondern Nachdruck, weil er in einem Journal einen Artikel gelesen hat, worin man über diesen Ausdruck scherzte, den ein Schriftsteller gebraucht hat, um den Abscheu einer Person vor einer andern zu schildern, allein Girardiére ist gleichwie Bailly in seinem Wörterbuch der Ansicht, daß sentir ebensowohl für apercevoir (vor Augen sehen) gebraucht werden könne, somit der Ausdruck: ich kann diese oder jene Person nicht schmecken (sentir), ganz richtig bezeichne: ich kann sie nicht vor Augen sehen.

Kommen wir auf Girardiére zurück, welcher trotz seiner Aeußerung, er hasse die Frauenzimmer, Tag und Nacht an Augustine dachte, deren Treulosigkeit er verfluchte und zu sich sagte: „Wie Schade! dieses junge Mädchen entsprach ganz meiner Anforderung... arbeitsam, gar nicht gefallsüchtig, wenigstens ließ sie sich es nicht anmerken... und, was von ihrer Seite noch am unwürdigsten ist, ist, daß sie sich stellte, als ob sie mich liebe! Warum behandelt sie denn mich

so liebeich, da sie doch insgeheim ihren Herrn Fractin anbetet!"

Nach Verfluß eines Monats kann Girardiére seinem Verlangen nicht mehr widerstehen, zu erfahren, was die Frau Gerbois und ihre Nichte von ihm denken und treiben, welche jedenfalls sehr staunen müssen, ihn, der fast alle Abende ihnen Gesellschaft leistete, nicht mehr zu sehen.

„Was hindert mich, ihnen einen Besuch abzustatten,“ sagt Girardiére, „überdies... was habe ich zu befürchten! da ich nun die Schliche Augustinens mit Herrn Fractin kenne, so wird mich dieses kleine Mädchen nicht mehr in ihre Schlinge ziehen, und da ich mich nie bestimmt erklärt habe, so kann man mir auch keinen Vorwurf machen. Wohlan, vorwärts, zu diesen Damen! Beim Henker! ich werde mich nicht wenig ergötzen an dem Aerger dieses Mädchens, dem ich den Hof nicht mehr machen werde. Ich werfe ihr einige zweideutige Worte hin... und werde mich an ihrer Verlegenheit ordentlich weiden.“

Girardiére, erfreut über seinen Einfall, macht seine Toilette und steigt in einen Wagen, der ihn nach der Vorstadt Saint-Jacques führt.

Um die Mittagsstunde tritt unser Ehestands-Candidat in das Haus, dem er ein ewiges Lebewohl gesagt hat. Das Herz klopft ihm, als er die Stiege hinaufgeht, es klopft noch stärker im Vorbeigehen an jener Thüre, wo er Geheimnisse belauschte, welche alle seine Pläne geändert haben; endlich faßt er ein Herz und läutet bei der Frau Gerbois.

Augustine öffnet ihm. Sie ist zierlicher als gewöhnlich angekleidet. Die Nähterin, ihre Freundin, Herr Trubert, der Tischler, sowie vier andere Personen sind anwesend. Die Herren sind schwarz gekleidet, die Damen in Gala.

Beim Anblick Girardiére's ruft Augustine aus: „Ah! Sie sind es... mein Gott!... so lange haben Sie uns im Stiche gelassen... welch' Wunder, Sie wieder zu sehen!... meine Tante wird sogleich kommen, sie ist im anstoßenden Zimmer... kommen Sie doch herein...“

Girardiére tritt ein und sucht den Beweggrund dieser Zusammenkunft bei der Frau Gerbois zu errathen. Während er sich verbeugt und einen Sessel nimmt, hebt Augustine eine dicke, rothe Kaze, die eben durch das Zimmer sprang, in ihre Arme auf, umarmt sie zärtlich und trägt sie zu Girardiére hin, mit den Worten: „Ich stelle Ihnen Herrn Fractin vor... das ist der große Unverschämte... Sie lernen ihn noch nicht kennen, denn er ist fast immer in meinem Zimmer, weil meine Tante keine große Liebhaberin von den Kazen ist... aber heute... an diesem festlichen Tag, habe ich die Erlaubniß zu seinem Eintritt erhalten... nun, Herr Fractin, mach' einen Purzelbaum!“

Während des Gesprächs des jungen Mädchens nimmt Herr Girardiére alle Farben an, ein kalter Schweiß fließt von seiner Stirne, seine Brille fällt ihm von der Nase herunter; endlich stammelt er, den Blick auf Augustine heftend: „Wie, Fräulein... diese

Nase... ist Herr Fractin!... Herr Fractin ist eine Nase..."

"Ja, gewiß, was ist daran Außerordentliches?"

Girardiére schlägt sich vor die Stirne, steht auf, ohne daß er sich die Zeit nimmt, seine Brille wieder aufzusetzen, läuft mitten durch die Stube, stößt die Nase an einen Schrank, wirft zwei Sessel um, und kommt endlich in das Zimmer, wo Frau Gerbois ist, der er von Weitem, ehe er sie wahrnimmt, zuruft: „Frau Gerbois! ich komme, Sie um die Hand ihrer Nichte zu bitten... ich will mich verheirathen... ich verzichte auf die Thorheiten des Hagestolzenlebens... ich bete Fräulein Augustine an... Verhehelichen Sie uns gefälligst in aller Eile... ich habe tausend Thaler Renten... ich verlange kein Heirathsgut.“

Die ganze Gesellschaft staunt über das ungestüme Hinausstürzen dieses Herrn, welcher in der Absicht, um ein junges Mädchen anzuhalten, Alles durcheinanderwirft; allein Frau Gerbois antwortet Girardiére ganz ruhig: „Ihre Anfrage kann uns nur Ehre machen, und wenn Sie sie früher gestellt hätten, so wären Sie jetzt der Gatte meiner Nichte, allein Sie haben plötzlich Ihre Besuche bei uns eingestellt, ohne uns einen Grund Ihrer Abwesenheit mitzutheilen. Während dieser Zeit hat sich Herr Trubert erklärt und um Augustine angehalten. Herr Trubert ist ein braver, rechtschaffener Mann, und wir hatten keinen Grund, ihn abzuweisen..."

Hier verbeugt sich Herr Trubert vor der ganzen Gesellschaft tief, worauf Frau Gerbois fortfährt:

„Ich habe eingewilligt, und eben sind wir im Begriffe, auf das Rathhaus zu gehen... Es ist Zeit aufzubrechen; wohlan, meine Herren und Damen, laßt uns fortgehen, damit der Herr Maire nicht auf uns warten darf... Auf Wiedersehen, Herr Girardiére; meine Richte wird sich in dieser Straße niederlassen. Wenn Sie eine Tabaksdose brauchen, schenken Sie nur ihr Ihre Rundschaft.“

Girardiére ist so niedergeschlagen, daß er außer Stand ist, nur ein einziges Wort zu antworten. Indessen geht die Gesellschaft hinaus, der er folgen muß; man verabschiedet sich von ihm; und er befindet sich bald allein im Hausgange.

In der Verzweiflung rennt er mit dem Kopf gegen die Wand, reißt seine Haare vollends heraus und kommt endlich mit einem Fieber nach Hause zurück. Als seine alte Mutter ihn fragt, was ihm fehle, erwiedert er bloß mit einem äußerst sauren Gesicht: „Eine Kaze war's... Mutter!... eine Kaze!... was ist das auch für ein Einfall, eine Kaze Herrn Fractin zu nennen!... ach! ich bin der Unglücklichste auf der Welt! Einst war es ein Hund, wegen dessen ich die Hand des Fräuleins Grandvilain nicht erhielt, heute ist eine Kaze an dem Verluste Augustinens Schuld. Diese Thiere haben mich zum ehelosen Leben verdammt.“

Girardiére fällt in eine heftige Krankheit, während welcher er nur von Hunden und Kazen träumt. Er geneset zwar wieder, bleibt aber traurig, nieder-

geschlagen und untröstlich. Der Anblick eines Hundes oder einer Katze verursachte ihm immer Krämpfe.

Er starb als Hagestolz in den Armen seiner alten Mutter, welche stets noch zu ihm sagte: „Sei ruhig, mein Söhnchen, Du wirst mehr Frauen finden, als Dir lieb ist!“



Inhalt des ersten Theils.

	Seite
Erstes Kapitel. Ein sehr verliebter Mann	5
Zweites Kapitel. Ein Ehestands - Candidat	21
Drittes Kapitel. Eine Anfrage	30
Viertes Kapitel. Zu arm	41
Fünftes Kapitel. Zu häßlich	47
Sechstes Kapitel. Zu alt	56

Inhalt des zweiten Theils.

Erstes Kapitel. Zu dumm	5
Zweites Kapitel. Bei dem Gastwirth	22
Drittes Kapitel. Herr Fractin	47

Inhalt des ersten Theils

1	Einleitung
2	Die Geschichte der Stadt
3	Die Geschichte der Kirche
4	Die Geschichte der Schule
5	Die Geschichte der Armen
6	Die Geschichte der Kunst
7	Die Geschichte der Wissenschaft
8	Die Geschichte der Literatur
9	Die Geschichte der Musik
10	Die Geschichte der Malerei
11	Die Geschichte der Architektur
12	Die Geschichte der Gartenkunst
13	Die Geschichte der Landwirtschaft
14	Die Geschichte der Handlung
15	Die Geschichte der Industrie
16	Die Geschichte der Kunsthandlung
17	Die Geschichte der Kunstindustrie
18	Die Geschichte der Kunstgewerbe
19	Die Geschichte der Kunstschönheit
20	Die Geschichte der Kunsttugend

Inhalt des zweiten Theils

21	Die Geschichte der Kunstschönheit
22	Die Geschichte der Kunsttugend
23	Die Geschichte der Kunstschönheit
24	Die Geschichte der Kunsttugend
25	Die Geschichte der Kunstschönheit
26	Die Geschichte der Kunsttugend
27	Die Geschichte der Kunstschönheit
28	Die Geschichte der Kunsttugend
29	Die Geschichte der Kunstschönheit
30	Die Geschichte der Kunsttugend

